



Heimweh.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Neunzehntes Kapitel.

Drei Stunden hatte Else Flemming am Vormittag nach der Rinkhardt'schen Abendgesellschaft trotz des schneidenden kalten Nordostwindes auf der Eisbahn ausgeharrt; dann war sie durchgefroren, enttäuscht und in der übelsten Laune von der Welt nach Hause zurückgekehrt. Rolf Artners Ausbleiben hatte sie mit hellem Zorn erfüllt, und sie war fest entschlossen, ihn sehr empfindlich dafür zu bestrafen.

Denn es war der erste wirkliche Gunstbeweis gewesen, den sie ihm gestern mit der Verabredung dieses Stellbucheins gewährt hatte.

Nicht auf jenem abgesteckten, spiegelblank gefegten Teil des Flusses, wo sich gegen Erlegung eines ziemlich hohen Eintrittsgeldes die vornehme Welt dem lustigen Schlittschuhsport hingab, und wo man zehnmal in jeder Minute an irgend einem neugierig gaffenden Bekannten vorüberglitt, hatte sie ja mit ihm zusammentreffen wollen, sondern weit draußen hinter dem Fährhause, wohin sich nur noch vereinzelt die wirklichen Eislauf-Enthusiasten zu verirren pflegten. Lange und dringend hatte sie ihn darum bitten lassen, ehe sie ihre anfängliche, entschiedene Weigerung zurücknahm. Und so heiß war sein Dank für die endlich errungene Zusage gewesen, daß sie wahrlich auf alles andre eher gefaßt gewesen wäre als darauf, ihn nun vergebens erwarten zu müssen.

Sie war der Macht, die sie bereits über ihn gewonnen hatte, zu gewiß, als daß sie auch nur einen einzigen Augenblick an die Möglichkeit einer beabsichtigten Kränkung geglaubt hätte. Aber auch, daß er sich durch irgend welche Hindernisse hatte fernhalten lassen, konnte sie ihm nicht verzeihen. Denn welcher Art auch immer diese Hindernisse sein mochten, es mußte ihr als eine üble Vorbedeutung für die Zukunft erscheinen, daß er nicht stark genug gewesen war, sie aus dem Wege zu räumen. Noch war ja kein Wort von Liebe zwischen ihnen gesprochen worden; aber seit dem Moment, da sie sich zum erstenmal als seine Tänzerin in Rolf Artners Arm geschmiegt hatte, war Else fest entschlossen gewesen, diesen Mann für sich zu gewinnen. Seine bestechende männliche Schönheit, seine strotzende Lebenskraft hatten eine Leidenschaft in ihrem Herzen angefaßt, deren sie selbst sich vielleicht bis dahin kaum fähig geglaubt. Und wie eine unzweifelhafte Gewißheit hatte sie schon in jener Stunde empfunden, daß es kein andres Glück mehr für sie gab als ein Leben an seiner Seite. Daß sie die Verlobte eines andern Mannes war und er der Gatte eines andern Weibes, hatte die zehrende Glut in ihrem Blute vielleicht nur noch mehr geschürt, statt sie zu dämpfen. Denn der schwer zu erringende Preis lockte tausendmal süßer als ein Glück, das ihr mühelos in den Schoß gefallen wäre. Ihre eignen Fesseln zwar dünkten sie so leicht und schwach, daß es nur eines ernstlichen Wollens bedürfen würde, sie zu zerbrechen. Die Scheidewand aber, die nach göttlichem und menschlichem Gesetz durch seine Ehe zwischen ihnen aufgerichtet war, ließ sich nicht mit raschem Entschluß niederreißen durch ein einziges entscheidendes Wort. Nur rücksichtsloser Mut und eiserne Beharrlichkeit konnten sie über das Hindernis hinweg zu einander führen. Und weil sie Rolfs heutiges Ausbleiben als einen Mangel an solchem Mute deutete, war es für Else Flemming viel mehr als nur eine flüchtige, rasch vergessene Enttäuschung. Während sie sich auf ihrem Heimweg gegen den schneidenden Winterwind vorwärts kämpfte, fühlte sie sich unausgesetzt von der quälenden Furcht gepeinigt, daß all ihre berausenden Hoffnungen an der Schwäche dieses Mannes zu Schanden werden könnten.



Copyright 1908 by Franz Hanfstaengl, München.

Unerröckbar. Nach dem Gemälde von Fred Morgan.

Und in ihrer Seele reifte der Entschluß, ihn auf irgend welche Art zu einem entscheidenden Schritt zu zwingen, wäre es selbst gegen seinen Willen.

Für ihre eigne Person fürchtete sie den öffentlichen Skandal nicht. Sie wußte, daß man ihm und ihr binnen kurzem verzeihen haben würde, denn sie hatte ja Gelegenheit genug gehabt, zu hören, wie man in der sogenannten „Gesellschaft“ über seine abenteuerliche Ehe mit der mißblütigen Samoanerin urteilte. Aber auch die Gewißheit einer dauernden Achtung würde sie nicht erschrecken haben. Für einen solchen Preis schien ihr kein Opfer zu groß, und sie war nicht so weichmütig veranlagt, daß die Vorstellung, ihr Glück mit dem Glend einer andern erkaufen zu müssen, ihren Wünschen und Vorsätzen hätte eine andre Richtung geben können. Das eine nur stand mit voller Klarheit vor ihrem Geiste, daß sie die Erfüllung ihres heißen Sehns nach nicht einzig abhängig machen dürfe von der größeren oder geringeren Willensstärke eines Mannes, dem die Natur die Gestalt eines Helden und den Charakter eines Kindes gegeben hatte. Sie mußte eine Erklärung herbeiführen, und wenn sie ihn dadurch ganz in ihre Gewalt bekommen hatte, mußte sie ihn Schritt für Schritt vorwärts drängen auf dem Wege, den aus eigenem Entschluß zu gehen er vielleicht niemals Mut genug haben würde.

Sie fand ihre Mutter nicht daheim; aber sie hatte noch kaum Gut und Jockett abgelegt, als ihr das Mädchen den Besuch des Doktor Artner meldete. Einen Augenblick war sie in Versuchung, ihn unter irgend einem Vorwand abweisen zu lassen. Dann aber schämte sie sich dieser Anwendung von Feigheit, und stolz aufgerichtet, mit einer Miene, die ihn auf den ersten Blick erkennen lassen sollte, was ihm hier bevorstand, erwartete sie seinen Eintritt. Schon das erste Wort, das sie ihm zurief, sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen, war nicht viel weniger als eine Kriegserklärung.

„Ich hatte die Absicht, Ihnen noch in dieser Stunde zu schreiben, Herr Doktor! Nun aber, da Sie unerwartet gekommen sind, mögen wir uns ebensovohl mündlich aussprechen.“

Hermann Artner blickte umher, als suche er nach einer dritten im Zimmer anwesenden Person. Dann erwiderte er mit dem Ausdruck des Erstaunens:

„Wir sind, wie ich sehe, allein. Weshalb also diese seltsame Art der Begrüßung?“

„Sie werden sie nicht länger seltsam finden, wenn Sie gehört haben, was doch früher oder später einmal gesagt werden mußte. Wir beide sind in einem verhängnisvollen Irrtum gewesen, Doktor Artner, als wir glaubten, füreinander zu taugen. Und wir wollen dem Himmel dankbar sein, daß er uns diesen Irrtum erkennen ließ, ehe es zu spät war.“

Sie wollte den peinlichen Austritt rasch und rücksichtslos zu Ende führen um jeden Preis. Deshalb hatte sie sich nicht geschert, für ihre Erklärung die schroffste und verletzendste Form zu wählen, vollkommen darauf gefaßt, ihn in leidenschaftlichem Unwillen aufzufahren zu sehen.

Aber die unmittelbare Wirkung ihrer Worte war eine ganz andre, als sie es vermutet hatte. Wohl sah Hermann Artner sie ein paar Sekunden lang wie in sprachloser Verwunderung an; dann aber erwiderte er vollkommen ruhig:

„Das also ist des Rätsels Lösung! Schon seit einer Reihe von Tagen warst du recht schaffens bemüht, mich durch allerlei zarte Winke darüber aufzuklären, wie überdrüssig du meiner geworden seist. Und weil ich zu schwerfällig war, die liebenswürdigen Andeutungen in Worten und Blicken zu verstehen, wirfst du mir jetzt die vernichtende Abfrage ohne viel Federlesens gerade ins Gesicht. Ueber einen Mangel an Aufrichtigkeit wenigstens kann ich mich nun nicht wohl länger beklagen.“

Sie war für den Moment ein wenig aus der Fassung gebracht durch seine gelassene Weise. Aber im Grunde mußte ihr ja diese Art der Auseinandersetzung viel lieber sein als eine stürmische Scene. Und deshalb beeilte sie sich, auf den von ihm angeschlagenen Ton einzugehen.

„Sollte ich etwa nach Vorwänden und Ausflüchten suchen, wo nach meinem Gefühl nur rüchhaltlose Offenheit am Platze ist? Ich gestehe, daß ich mich in einem schlecht bewachten Augenblick von Ihrer stürmischen Werbung überrumpeln ließ, und daß ich eine Zeitlang wirklich der Meinung war, mehr als freundschaftliche Gefühle für Sie zu hegen. Aber soll ich nun vielleicht diesen Irrtum damit büßen, daß ich für den ganzen Rest meines Lebens sterbensunglücklich werde?“

„Nein, Fräulein Flemming — das sollen Sie nicht. Von diesem Augenblick an sind Sie selbstverständlich vollkommen frei. Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie durch nichts mehr an Ihre unbegreifliche Verwirrung erinnert werden sollen. Aber bevor ich gehe, habe ich doch noch eine Frage an Sie zu richten. Und bei Ihrer Vorliebe für rüchhaltlose Offenheit werden Sie mir hoffentlich die Antwort nicht verweigern.“

„Fragen Sie, Herr Doktor — und wenn es möglich ist, werde ich Ihnen antworten.“

„Eigentlich habe ich mich schlecht ausgedrückt. Denn nicht so sehr eine Frage als eine Warnung ist es, die ich Ihnen zurufen muß, ehe unsre Wege sich trennen. Ich warne Sie, das Spiel, das Sie mit mir getrieben, auch da zu wiederholen, wo es nicht mehr eine Leichtfertigkeit, sondern ein Verbrechen sein würde.“

„Herr Doktor!“

„Lassen Sie mich nur ansprechen! Wir wollten ja rüchhaltlos offen gegeneinander sein — nicht wahr? Und ich habe ein gutes Recht, so zu Ihnen zu sprechen. Denn Sie wissen, daß es mein Bruder ist, an den ich dabei denke.“

„Hat er Sie zu seinem Vormund bestellt? Oder ist er so hilflos, um Ihres Schutzes gegen mich zu bedürfen?“

„In einem gewissen Sinne — vielleicht! Und mit seinem Willen oder ohne ihn — er soll dieses Schutzes teilhaftig werden. Hüten Sie sich vor Illusionen, Fräulein Else, die nimmermehr Wirklichkeit werden könnten. Mein Bruder befindet sich augenblicklich in dem Zustand eines Verwundeten, dem die richtige Erkenntnis der Wirklichkeit ebenso vollständig verloren gegangen ist als das Bewußtsein der Tragweite seiner eignen Handlungen. Aber er wird aus diesem Rausch erwachen, glauben Sie es mir! Und ich will nicht, daß er in dem Augenblick seines Erwachens etwas zu bereuen habe, was durch keine Reue gesühnt werden könnte.“

„So wenden Sie sich mit Ihren sonderbaren Warnungen an ihn, nicht an mich!“ fiel Else mit bebender Stimme ein. „Ich habe so wenig eine Veranlassung, mich vor Ihnen zu rechtfertigen, als ich gesonnen bin, mich unter dem Dache meines Elternhauses beleidigen zu lassen.“

Hermann fühlte, daß er nach solcher Zurückweisung nicht länger hier verweilen dürfe, und wandte sich zum Gehen. Erst als er die Hand bereits auf den Thürgriff gelegt hatte, sagte er:

„Leben Sie wohl, Fräulein Flemming! Und vergessen Sie nicht, daß Frau Luima Artner in mir einen Freund — nein, einen Bruder hat, der, wenn es not thut, mit aller Entschiedenheit für ihre geheiligten Rechte eintreten wird.“

Nur ein spöttisches Auslachen antwortete ihm; aber er hatte auch keine Antwort mehr erwartet. Mit einer leichten Verbeugung grüßte er Else zum letztenmal und verließ das Zimmer.

Noch eine Weile nach seiner Entfernung stand sie regungslos, mit rasch atmender Brust und zornentstelltem Gesicht. Dann preßte sie in trotziger Entschlossenheit die Lippen zusammen und klingelte dem Mädchen:

„Ist meine Mutter schon nach Hause gekommen?“

„Nein, gnädiges Fräulein!“

„Und wissen Sie vielleicht zufällig, wohin sie gegangen ist?“

Auch darauf konnte die Gefragte nur eine verneinende Antwort geben. Und zögernd fügte sie hinzu, daß die Köchin sich schon wiederholt erkundigt habe, wie es mit dem Mittagessen gehalten werden solle. Jetzt erst fiel es Else ein, einen Blick auf die Uhr zu werfen. Und sie sah zu ihrer Ueberraschung, daß die Essensstunde, die man an solchen Tagen, wo keine Gäste da waren, im Flemmingschen Hause innehielt, bereits vorüber war.

„Meine Mutter ist augenscheinlich irgendwo aufgehalten worden. Lassen Sie uns noch eine halbe Stunde warten, denn ich liebe es nicht, allein zu speisen.“

Aber auch diese halbe Stunde verging, ohne daß Frau Flemming zurückgekehrt wäre. Es dunkelte bereits, und in Else begann sich allgemach die Besorgnis zu regen, daß ihrer Mutter etwas zugestoßen sei. Sie ließ sich das Mittagessen auftragen; aber sie brachte nur wenige Bissen über die Lippen. Und wiederholte sie an den Fernsprecher, um bei dieser oder jener befreundeten Familie anzufragen, ob die vergebens Erwartete sich vielleicht dort befände. War es auch nicht gerade eine überschwengliche kindliche Liebe, die sie für ihre Mutter empfand, so hatten sie sich doch gerade in der letzten Zeit enger als bisher aneinander geschlossen, und die Vorstellung, daß sie gerade in dieser kritischen Zeit ihrer besten, natürlichen Freundin beraubt werden könnte, erfüllte Else mit bangem Schrecken.

Da endlich ertönte das wohlbekannte zweimalige Klingelzeichen, und gleich darauf erschien Frau Flemming in der Thür des Wohnzimmers. Aber selbst an dem Tage, da sie die Nachricht von Doktor Dallwigs Selbstmord heimgebracht, hatte sie nicht so verstört und aufgeregter ausgesehen als in diesem Augenblick. Es war, als könne sie sich kaum noch aufrecht halten, und wie eine Hilfesuchende klammerte sie sich an ihre Tochter.

„Wir sind zu Grunde gerichtet, Else — der Armut und der Schande preisgegeben. Alles ist verloren — alles!“

„Was sprichst du da, Mama? Was ist denn geschehen? — Warst du bei jenem Langhammer? Und weigert er sich etwa, uns die Papiere auszuliefern?“

„Ja, ich war bei ihm, Else! Aber ich kam zu spät, denn ich fand nur noch einen Toten.“

Das Wort jagte auch dem jungen Mädchen einen eiskalten Schrecken durch die Glieder.

„Um Gottes willen! Und die Papiere?“

„Sie sind in den Händen unsrer Segner.“

„Nein, das ist unmöglich — das kann nicht sein. Wie sollten sie es angefangen haben, sich ihrer zu bemächtigen?“

„Er selbst hat sie heute in seiner Todesstunde Rolf Artner übergeben. Nach allem, was ich von der Wirtin des Menichen erfahren habe, wäre es Thorheit, daran zu zweifeln.“

So sage doch, was sie dir erzählt hat. Ich begreife ja von alledem noch nicht das geringste.“

„Ich war unruhig, weil die Nachricht, die Langhammer mir versprochen hatte, noch immer nicht kam. Darum entschloß ich mich, heute wiederum zu ihm zu gehen. Aber die ungebildete Person, bei der er wohnt, empfing mich mit der Gröfsmuth, ihr Mieter sei vor anderthalb Stunden an einer Wiederholung des Blutsturzes, der ihn nach meinem ersten Erscheinen befallen, gestorben. Ich wollte das Ungeheuerliche, das Unfassbare natürlich nicht glauben, bis sie die Thür seines Zimmers öffnete und das Leintuch von dem Gesicht des Toten zog. Ich bekam bei dem Anblick eine Ohnmachtsanwandlung, und die Frau, die mein Entsetzen für einen Ausbruch des Schmerzes nahm, wurde gesprächig, ohne daß ich sie fragte. Schon nach dem ersten Blutsturz hätte der Arzt erklärt, daß ihr Mieter nicht mehr zu retten sei, und Langhammer selbst hätte auch recht gut gewußt, daß er bald sterben müsse.“

„Und dennoch ließ er dir keine Nachricht zukommen? Mein Gott, warum dachtest du auch nicht daran, dich aus eigenem Antrieb nach ihm zu erkundigen?“

„Verschone mich mit Vorwürfen — ich bitte dich. Weshalb er mir keine Nachricht zukommen ließ, verstehe ich ebensovienig wie du. Seine Schwäche allein kann nicht schuld daran gewesen sein, denn sie hat ihn nicht gehindert, vorgestern einen langen Brief an Elfriede Lornsen zu schreiben.“

„Wie? — Das hätte er gethan? — Ah, dann ist freilich alles verloren.“

„Die Frau wußte natürlich nicht, was in dem Brief gestanden. Der Adresse aber erinnerte sie sich genau; denn sie selbst hatte ihn zur Post tragen müssen. Und es ist kein Zweifel, daß Rolf Artners heutiger Besuch bei Langhammer auf diesen Brief hin erfolgte.“

Woher weißt du, Mama, daß es Rolf Artner gewesen ist? Konnte dir denn die Frau seinen Namen nennen?“

„Ja. Er hat ihr seine Visitenkarte zurückgelassen, damit sie sich an ihn wenden könne, wenn sie des Toten wegen eines Rates oder Beistandes bedürfe. Denn jener Langhammer war buchstäblich in seinen Armen gestorben, und er war bis zum Eintreffen des Arztes an dem Totenbett geblieben.“

„Aber die Papiere, Mama — was weißt du von den Papieren?“

„Die Wirtin erzählte, daß sie von dem fremden Herrn in das Zimmer ihres Mieters gerufen worden sei, kaum zehn Minuten, nachdem sie ihn eingelassen. Da hätte Langhammer schrecklich röchelnd in den blutüberströmten Kissen gelegen, und sie habe auf das Geheiß des Fremden laufen müssen, einen Arzt zu holen. Wie sie nach einer Viertelstunde wiedergekommen sei, habe sich der Kranke scheinbar ein wenig erholt, denn er habe mit flüsternder Stimme zu dem Besucher gesprochen und ihm gerade bei ihrem Eintritt eine Mappe mit Papieren übergeben, die er seit dem Beginn seiner letzten Erkrankung immer unter dem Kopfkissen gehabt. Aber fast unmittelbar darauf, und noch vor dem Erscheinen des Arztes habe er dann zu ihrem Schrecken seinen letzten Atemzug gethan.“

„Und sie sagte auch, daß Rolf Artner die Papiere mit sich fortgenommen?“

„Ja — sie konnte es mit aller Bestimmtheit erklären.“

„Und du? Was hast du daraufhin gethan?“

„Ich war ratlos und verwirrt, als ob man mich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen hätte. Aber meine erste Eingebung war doch, diesen Artner aufzusuchen, um wenigstens Gewißheit darüber zu erhalten, was wir zu fürchten oder noch zu hoffen hätten.“

„Du konntest nichts Thörichteres unternehmen als dies!“ fuhr Else heftig auf. „Und was hast du mit deinem unsinnigen Beginnen angerichtet? Hast du Rolf Artner gesprochen?“

„Nein. Er war nicht in seinem Comptoir, obwohl man dort verschiedener wichtiger geschäftlicher Angelegenheiten wegen mit Sicherheit auf sein Erscheinen rechnete. Nachdem ich länger als eine halbe Stunde vergebens auf ihn gewartet hatte, fuhr ich nach Hause, denn ich hatte nicht mehr den Mut, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen.“

Ein paar Minuten lang starrte Else, ganz in angestrengtes Nachdenken verloren, stumm vor sich hin. Dann war ihr Entschluß gefaßt.

„Ich werde versuchen, das Unheil abzuwenden,“ sagte sie. „Aber du mußt mir das feste Versprechen geben, Mama, daß du nichts unternimmst, bevor ich zurückgekehrt bin. Was auch inzwischen an dich herantreten mag, du darfst niemand empfangen und dich mit niemand in irgend welche Verhandlungen einlassen. Denn ein einziges unvorsichtiges Wort könnte alle meine Bemühungen zu Schanden machen.“

„Sei unbesorgt! Ich werde in meinem Zimmer bleiben und keinen Menschen vorlassen. Was aber gedenkst du zu thun?“

„Das muß vorläufig mein Geheimnis bleiben, Mama! Es muß dir genügen, daß der Weg, den ich einschlagen will, der einzige ist, der uns vielleicht noch aus dieser Wirrnis herausführen kann.“

Und Frau Flemming hatte nach den Aufregungen dieser schrecklichen letzten Stunden nicht mehr Energie genug, auf eine deutlichere Erklärung zu dringen. Sie fragte nichts weiter und zog sich, ohne das im Speisezimmer aufgetragene Mittagessen zu berühren, in ihre Schlafstube zurück.

Else aber kleidete sich hastig zum Ausgehen an und verließ das Haus. Schneller, als sie es vorausgesehen, war die Stunde der Entscheidung gekommen, und die Bedingungen, unter denen sie sich das leidenschaftlich ersehnte Glück erkämpfen mußte, waren um vieles ungünstiger geworden. Aber sie kannte die Macht ihrer Schönheit. Und der feste Entschluß, auch das Letzte und Neuerste für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen zu wagen, hatte ihr Herz mit einer trohigen Siegeszuversicht erfüllt.

Zwanzigstes Kapitel.

Mit schmerzdem Kopf und heftig pochenden Schläfen war Tuima an diesem Morgen aus kurzem, unruhigem Schlummer erwacht. Es war noch früh, aber ihr Gatte hatte trotzdem sein Lager bereits verlassen. Und als die junge Frau, die, ihres Unwohlseins ungeachtet, rasch ihre Morgentoilette beendet hatte, das Wohnzimmer betrat, fand sie auch seinen Platz am Frühstückstisch leer. Er hatte ihr durch das Mädchen hinterlassen, daß er wegen einer dringenden geschäftlichen Angelegenheit schon sehr zeitig habe aufbrechen müssen, und daß sie sich nicht beunruhigen möge, wenn er vielleicht auch die Essensstunde nicht würde einhalten können.

Tuima versuchte, ihren kleinen häuslichen Verrichtungen nachzugehen; aber die sonderbaren Blicke des Mädchens scheuchten sie bald wieder aus der Küche fort. Und da sie sich wieder von jener unerträglichen, fliegenden Hitze gepeinigt fühlte, die sich sonst immer erst in den Abendstunden eingestellt hatte, trieb sie es wie unter einem unwiderstehlichen Zwange ins Freie hinaus.

Gisela blies ihr der schneidende, böige Wind entgegen, so daß sie nur mühsam und unter Schmerzen zu atmen vermochte. Aber sie wählte trotzdem den Weg längs des Flußufers, wo der Sturm, durch kein Hindernis gebrochen, mit besonderer Heftigkeit tobte. Denn hier hatte sie keine Begegnung mit irgend einem Bekannten ihres Mannes zu fürchten, und keinem der unverschämten neugierigen Blicke, die ihr schon so oft seit ihrer Ankunft in Deutschland die Glut der Beschämung in die Wangen getrieben hatten.

Der Himmel war bedeckt, und die weite Schneelandschaft um sie her sah so trostlos öde aus, als mühte unter diesem ungeheuren weißen Leichentuche auch die letzte Regung warmen Lebens für immer erstorben sein. Die Eisdecke des Flusses zeigte ein mißfarbiges, schmutziges Grau, und die Krähen, die hier und da schwerfällig unter heiserem Getöse darüber hinslogen, machten das trübselige Bild nur noch melancholischer, statt es tröstlich zu beleben.

Auch ein heiteres und sorgloses Gemüt hätte sich inmitten dieser Scenerie unheimlich berührt fühlen können, wie von den Schauern des Todes; für eine Stimmung aber, wie es die des armen jungen Weibes war, mußte sie geradezu verhängnisvoll werden. Denn Tuima empfand diese bisher ungekannte winterliche Starrheit, dieses völlige Erstorbensein der Natur, dieses Hinschwinden aller fröhlichen Farbe in ein häßliches, leichenhaftes Grauweiß ganz anders wie alle die, denen es eine oft gesehene, vertraute und selbstverständliche Erscheinung war. Für sie hatte es von vornherein etwas Beängstigendes, Uebelnatürliches, fast Unbegreifliches gehabt. Und lange, bevor sie sich ihres Unglücks bewußt geworden war, hatte sie nur mit Bangen daran denken können, daß dieser Zustand noch so viele, viele Wochen andauern sollte.

Jetzt aber starrte ihr aus dieser fremdartigen Umgebung mit ihrem Eis und ihrem Schnee dieselbe erbarmungslose Kälte, dieselbe unerbittliche Härte entgegen, die sie bei den Menschen des fremden Landes gefunden. Was sie hier um sich her erblickte, war ihr nur wie ein Spiegel ihres eignen Lebens, wie ein

Symbol ihrer trostlosen Zukunft. Und nichts hätte sie ihre Verlassenheit grausamer und herzbellemmender empfinden machen können als die vom eisigen Sturmwind wie vom Hauch des Todes durchwehte nordische Winterlandschaft, durch die sie jetzt mit pochendem Herzen und fiebernden Schläfen dahinschritt.

Ein kleiner bunter Gegenstand, an den sie fast schon mit dem Fuße gestoßen hätte, nahm für einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie bückte sich und sah, daß es ein wunderhübsch gefiedertes totes Vögelchen war, ein armes Opfer der Kälte oder des Hungers. Sie hob das Tierchen, das hier auf dem Wege leicht genug zertreten werden konnte, sorgsam auf und bettete es abseits in den Schneehaufen, der sich am Fuß einer Weide aufgetürmt hatte. Dabei ging es mit einem Gefühl inbrünstigen Sehns nach ihrer Seele.

Wie gut er daran ist, dieser kleine, tote Sänger! Wie köstlich, so mit geschlossenen Augen zu ruhen — nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu fühlen von diesem grausamen Leben — unempfindlich für alles Weh — und keinem mehr im Wege!

Sie blieb unter dem Baum stehen, der seine kahlen Zweige gleich hundert in Verzweiflung emporgeworfenen Armen gen Himmel streckte, und blickte auf den starren Spiegel des hier fast seerartig verbreiterten Flusses hinaus. Ein paar schwarze Flecken auf der weißlich grauen Fläche bezeichneten die Stellen, wo man der Fische wegen oder aus irgend einem andern Grunde große Löcher in die Eisdecke geschlagen hatte. Auf langen Stangen waren Strohbindel als Warnungszeichen für unvorsichtige Schlittschuhläufer aufgesteckt. Tuima kannte ihre Bedeutung; denn das Dienstmädchen hatte sie neulich auf ihre Frage darüber aufgeklärt. Und wie sie jetzt auf die unheimlichen schwarzen Oeffnungen hinblickte, kam ihr der Gedanke, daß es nur eines einzigen mutigen Schrittes, nur eines absichtlichen Ausgleitens bedürfte, um da drunten unter der fußbiden Eisdecke zu verschwinden und in den kühlen Fluten, die ihr Opfer sicherlich nicht wieder herausgaben, die Ruhe zu finden, die ihr krankes Herz so inbrünstig ersehnte. Eine geheimnisvolle magische Gewalt wollte sie hinüberlocken auf das Eis, von dessen Rande sie nur um wenige Schritte entfernt war. Und mit energischem Entschluß mußte sie sich freimachen von den düsteren und bei ihrem gegenwärtigen Gemütszustand doch so verführerischen Vorstellungen, die mit einem Male ihre Einbildung erfüllten.

„Nein — das nicht!“ sagte sie bei sich selbst. „Es wäre eine Feigheit und eine abscheuliche Sünde.“

Und sie ging nicht weiter, sondern schlug den Rückweg nach der Villa ein, erst jetzt bemerkend, um ein wie beträchtliches Stück sie sich bereits von ihr entfernt hatte.

Als sie daheim anlangte, sagte ihr das Mädchen, daß der Herr inzwischen nach Hause gekommen sei und sich auf sein Zimmer begeben habe unter dem ausdrücklichen Verbot, ihn zum Essen zu rufen. Diese sonderbare Auskunft erfüllte Tuima mit banger Besorgnis; denn sie hatte dafür keine andre Erklärung, als daß sich Rolf krank fühlen müsse oder daß ihm sonst etwas Schlimmes zugestoßen sei. Und nach einem kleinen Zögern entschloß sie sich, an die Thür seines Zimmers zu klopfen.

Er rief nicht „herein“, sondern fragte, wer da Einlaß begehrte; denn er hatte sich eingeschlossen. Als Tuima ihren Namen nannte, kam er, um zu öffnen. Sein Gesicht sah verstört aus, und sein lockiges Haar war zerzaust, wie wenn er mit den Händen darin gewühlt hätte.

„Entschuldige mich!“ sagte er ohne Unfreundlichkeit, doch mit einer Hast, die deutlich genug verriet, wie un bequem ihm ihr Erscheinen war. „Ich bin da mit einer sehr eiligen Angelegenheit beschäftigt, die mich ganz und gar in Anspruch nimmt. Und ich möchte nicht gern gestört werden.“

„Ich will dich nicht stören, Rolf! Aber wenn du nicht zum Essen hinunter kommen willst, darf ich dir doch wohl hier in deinem Zimmer ein Gedeck auslegen lassen?“

„Als wenn es gar nichts Wichtigeres auf der Welt gäbe wie Essen und Trinken!“ wehrte er ungeduldig ab. „Du hörst doch, daß ich jetzt keine fremden Gesichter um mich sehen mag. Und ich habe es auch dem Mädchen schon mit aller nur möglichen Deutlichkeit gesagt.“

„Sie braucht ja nicht herein zu kommen. Ich will dich gern selbst bedienen.“

„Ach, das ist in diesem Fall ganz dasselbe. Laß dich doch davon überzeugen, daß ich allein sein muß — ganz allein. Ist es dir denn wirklich so unverständlich, daß man nicht immer zum Plaudern aufgelegt sein kann?“

„O nein! Und es ist mir nicht darum zu thun, mit dir zu plaudern. Aber ich sehe, daß dir etwas Uebles widerfahren ist, Rolf — daß du ernste Sorgen hast. Und als deine Frau halte ich mich berechtigt, meine Hälfte davon zu fordern.“

Er war sichtlich überrascht, und für einen Augenblick schien er unschlüssig, was er ihr erwidern solle. Aber als sein Blick über das Aktienbündel hinglitt, das offen auf dem Tisch lag, fürchte sich seine Stirn aufs neue.

„Du bist im Irrtum, Tuima,“ sagte er. „Die Sache, die mich beschäftigt, ist viel mehr die Angelegenheit anderer Leute als die meinige. Und ich kann deshalb nicht darüber reden, auch nicht mit dir. Die einzige Gefälligkeit, die du mir erweisen kannst, besteht darin, daß du mir für eine Weile alle Störungen fernhältst, auch“ — er zauderte eine Sekunde lang — „auch wenn es etwa mein Bruder sein sollte, der mich zu sprechen verlangt.“

„Ich werde ihm sagen, daß du ihn nicht empfangen kannst. Aber Hermann pflegt ja niemals um diese Zeit zu kommen.“

„Es könnte doch sein, daß er davon heute eine Ausnahme macht. Und du darfst ihn natürlich nicht merken lassen, daß ich zu Hause bin.“

Tuima sah ihn mit großen Augen an.

„Ich soll dich verleugnen, Rolf? — Vor deinem Bruder?“

„Nun ja — was ist denn so Ungeheuerliches dabei? Besser noch immer, daß du mich vor ihm verleugnest, als daß ich ihm ins Gesicht sagen muß, seine Gesellschaft sei mir unerträglich.“

„Aber das kann doch auch dein Ernst nicht sein. Du hast ganz gewiß keinen besseren Freund auf der Welt als ihn.“

„Nach deiner Auffassung vielleicht. Aber du wirst mir gestatten müssen, darüber anderer Meinung zu sein. Seitdem sich Hermann — mit oder ohne deine Ermächtigung — berufen fühlt, deinen Ritter zu machen, schlägt er mir gegenüber einen Ton an, der mir nicht gefällt und den ich nicht länger dulden werde. Ich brauche so wenig einen Vormund, als du eines Beschützers bedarfst außer mir.“

„So bin ich es, die euch entfremdet? Um meinetwillen...“

Aber er ließ sie nicht ausreden. Mit abwehrend erhobenen Händen hinderte er sie, zu vollenden.

„Nur keine weiteren Auseinandersetzungen und keine eheliche Scene. Es sind nachgerade der Widerwärtigkeiten genug, mit denen ich mich da herumzuschlagen muß. Ueber das alles können wir später reden. An Zeit dazu wird es uns ja nicht fehlen.“

Er trat wieder an den Tisch und neigte sich über seine Papiere. Tuima stand noch eine kleine Weile neben der Thür, als schiene es ihr un möglich, daß er sie so sollte von sich gehen lassen. Aber er sprach nichts mehr und gönnte ihr keinen Blick. Da ging sie geräuschlos hinaus und zog leise, ganz leise die Thür hinter sich zu.

„Ich werde niemals meine Einwilligung dazu geben, daß du nach Samoa zurückkehrst!“ hatte Rolf ihr gestern zugerufen, und sie wußte, daß es ihm ernst damit war. Aber sie wußte auch, daß sie hier nicht bleiben dürfe, wenn sie ihm nicht sein Leben ganz und gar verderben sollte. Was sie schon vorher mit herzbellemmender Bangigkeit dunkel gefühlt hatte, jetzt, während dieser letzten Minuten, war es ihr zur unzweifelhaften Gewißheit geworden. Er hatte kein Vertrauen zu ihr; er hielt sie nicht würdig, seine Sorgen und Kummernisse zu teilen. Und wie sie bisher schon als ein störendes Hindernis zwischen ihm und der Gesellschaft gestanden hatte, auf die seine Erziehung, seine Gewohnheiten und seine Neigungen ihn verwiesen, so war sie jetzt sogar die Ursache geworden, daß das herzliche Verhältnis der beiden Brüder in eine feindselige Stimmung umzuschlagen drohte.

Diesen Gedanken vor allem vermochte sie nicht zu ertragen. Sie war sein Weib geworden, weil sie ihn heiß und aufrichtig liebte. Und ihre Liebe war nur tiefer und inniger geworden mit jedem Tag ihrer Ehe. Ihre Einbildungskraft reichte nicht aus für die Vorstellung, wie sie die Trennung von ihm ertragen sollte und ein Leben ohne ihn. Und doch war es ihre unumstößliche Ueberzeugung, daß sie jetzt um seiner willen diese Trennung herbeiführen müsse, auch gegen seinen Wunsch und seinen ausdrücklichen Befehl. Er sollte sie nicht geheiratet haben, um dadurch für den ganzen Rest seines Lebens unglücklich zu werden. Er sollte nicht jahre- und jahrzehntelang ein unbedeutendes, unebenbürtiges Geschöpf an unzerreißbarer Kette mit sich herum schleppen müssen, auch wenn er ritterlich genug war, um des einmal abgelegten Gelübnisses willen dies Martyrium geduldig auf sich zu nehmen.

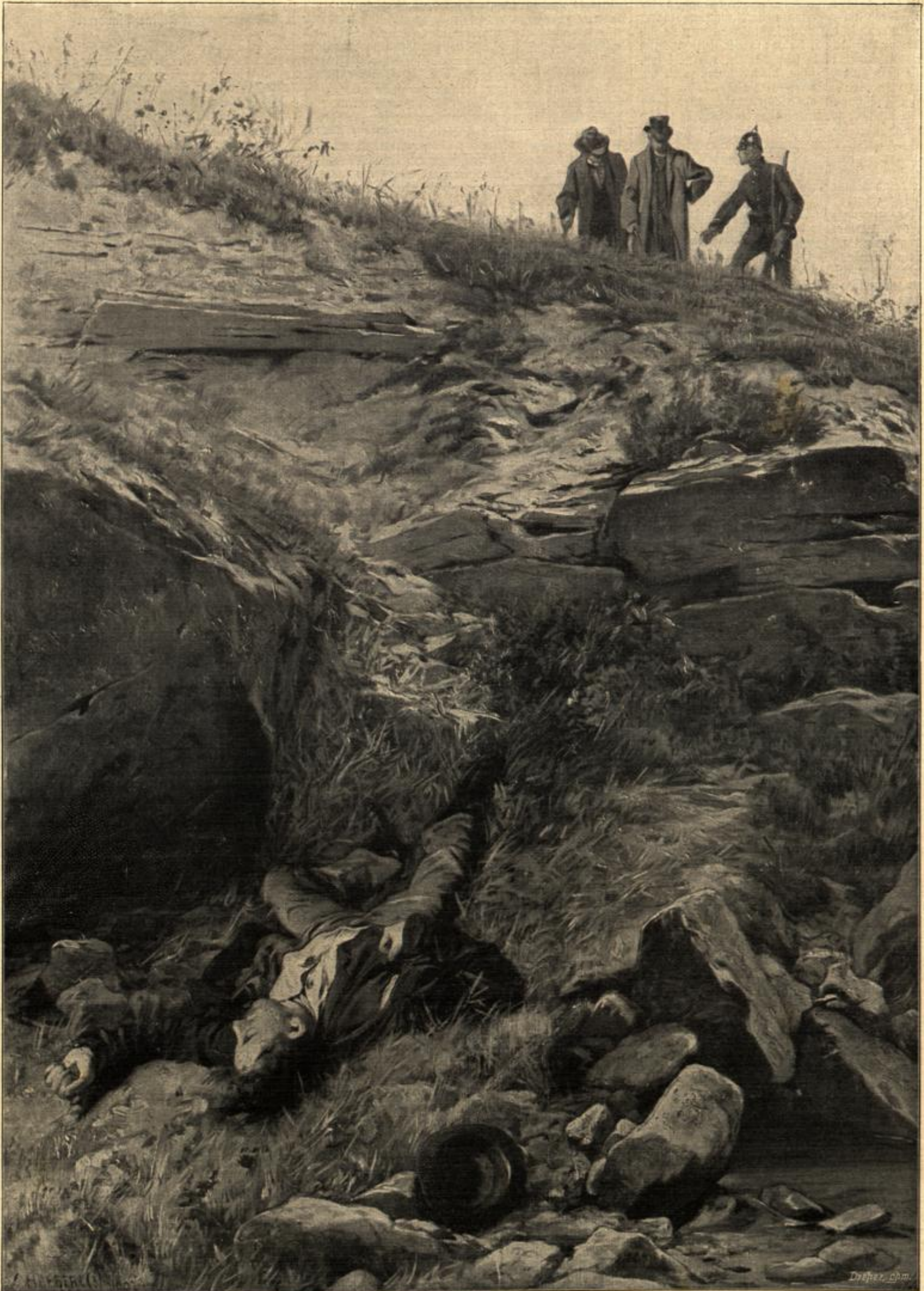
Ihr angebliches Heimweh war nichts anderes gewesen als die Trauer um die verlorene Liebe ihres Gatten. Sie wußte, daß sie in den Tod ging, wenn sie ohne ihn nach Samoa zurückkehrte. Aber sie war nichtsdestoweniger jetzt unwiderstehlich entschlossen, es zu thun. Denn wenn sie nicht mehr leben konnte, um ihn glücklich zu machen, so bedeutete es wahrlich kein übermenschliches Opfer mehr für sie, seinem Glück zuliebe zu sterben.



Der neueste „Wollenträger“ in New York an der Südkreuzung des Broadway und der fünften Avenue mit zwanzig Stockwerken über der Erde.

(Text siehe unter der Rubrik „Was giebt es Neues?“ S. 555.)

Karl Hoyer, Berlin.



Ein Kriminalfall. Nach dem Gemälde von Carl Häberlin.

Da sie mit Rolfs Einwilligung nicht würde reisen können, wollte sie fliehen. Und auf der Stelle wollte sie mit den dazu erforderlichen Vorbereitungen beginnen. Trotz ihrer geringen Erfahrung und ihrer naiven Unkenntnis des praktischen Lebens war sie sich doch darüber klar, daß für eine so weite Reise erheblich größere Geldmittel nötig sein würden, als sie besaß. Aber sie hatte Schmuckstücke, die sich verkaufen ließen, und sie hoffte, daß der Erlös wenigstens für einen Platz im Zwischendeck ausreichen würde. Vor allem mußte sie sich über die Abgangszeit des Schiffes unterrichten und über die Schritte, die sie zu thun hatte, um sich wenigstens einen Zwischendeckplatz zu sichern. Deshalb machte sie sich sofort zum Ausgehen fertig, erteilte dem Dienstmädchen strengen Befehl, ihren Gatten durch keinen Besucher stören zu lassen, und verließ das Haus.

Solange sie noch in den vier Wänden ihrer Wohnung gewohnt war, war ihr die Ausführung ihres Vorhabens gar nicht so schwierig erschienen. Jetzt aber, da sie mütterleer allein in das Ungewisse hinausging, fiel ihr das Bewußtsein ihrer Unerfahrenheit und Hilflosigkeit zentnerschwer auf die Seele. Sie wußte weder, wohin sie sich mit ihren Anfragen wenden, noch wie sie es anfangen sollte, ihre wenigen, hastig zusammengekauften Kleinodien zu veräußern. Und sie hatte hier auf der fremden Erde keinen, an den sie sich hätte um Rat und Beistand wenden können. In jeder andern Angelegenheit würde sie die Unterstützung ihres Schwagers in Anspruch genommen haben; denn ihr Vertrauen zu ihm war unbegrenzt. Von ihrem jetzigen Vorhaben durfte er nichts erfahren, da er selbstverständlich alles daran gesetzt haben würde, es zu hintertreiben. Und sie konnte doch nicht den ersten besten Vorübergehenden um Auskunft ersuchen, wie man es anfangen müsse, schnell und heimlich nach Samoa zu gelangen.

Da kam ihr mitten in ihrer Ratlosigkeit plötzlich wie eine Erleuchtung der Gedanke an Elfriede Lornsen. Sie war außer dem Bruder ihres Gatten das einzige Wesen, zu dem sie sich hingezogen gefühlt und das sie aufrichtig lieb gewonnen hatte. Auf ihren Beistand glaubte sie sicher zählen zu dürfen, und von ihr fürchtete sie keinen Verrat. Sie kannte den Weg zu der Wohnung der Schwestern, und sie zögerte nicht, ihn einzuschlagen. Aber am Ziel wartete ihr eine schmerzliche Enttäuschung; denn sie fand nur Gertha daheim und erfuhr von ihr, daß es gerade heute ganz unbestimmt sei, wann Elfriede kommen würde.

So tapfer auch immer Luima sich sonst zu beherrschen wußte, in dieser letzten Zeit war doch so viel auf sie eingestürzt, daß es nur noch eines verhältnismäßig geringfügigen Mißgeschicks bedurfte, um ihre Widerstandskraft zusammenbrechen zu lassen. Die Hindernisse, die sich der Ausführung ihres Vorhabens entgegenstellten, erschienen ihr mit einem Male ganz unüberwindlich. Und das Bewußtsein ihrer Verlassenheit überwältigte sie für einen Augenblick so vollständig, daß sie wie gebrochen auf einen Stuhl niedersank und in heftiges Weinen ausbrach.

Gertha war auf das äußerste erschrocken, und da sie der jungen Frau, von der sie und ihre Schwester nur Gutes und Freundliches erfahren, von Herzen zugehen war, gab sie sich in ihrer halb kindlichen Weise alle erdenkliche Mühe, sie zu trösten und die Ursache ihres Kummer zu ergründen. Aber Luima konnte dies junge, unschuldige Geschöpf natürlich nicht zur Vertrauten ihres Herzeleids und zur Mitwiserin ihrer folgenschweren Entschlüsse machen. Sie schämte sich vielmehr, daß sie sich vor ihren Augen so weit hatte hineinsetzen lassen, und nahm sich energisch zusammen, um ihre Fassung wieder zu gewinnen.

„Es ist gar nichts Besonderes, mein liebes Fräulein,“ sagte sie, mühsam unter Thränen lachend. „Ich fühle mich nur seit einigen Tagen nicht ganz wohl — und ich hatte so fest darauf gerechnet, Ihre Schwester anzutreffen. Die kleine Enttäuschung hat mich im ersten Moment so sehr betrübt. Das ist recht kindisch, nicht wahr? Aber wie Sie sehen, ist es ja auch nun schon vorüber.“

Sie verabschiedete sich eilig, da sie ihrer schwer erlittenen Festigkeit noch recht wenig vertraute, und kehrte, von der Zwecklosigkeit aller auf eigne Hand unternommenen Bemühungen überzeugt, in tiefster Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit nach Hause zurück. Je mehr sie auf dem langen Wege Zeit hatte, über ihren abenteuerlichen Plan nachzudenken, desto deutlicher trat ihr die Unmöglichkeit vor Augen, ihn zur That werden zu lassen. Und das Ende ihrer quälenden Grübeleien war die Erkenntnis, daß es trotz alledem keine andre Hoffnung für sie gab als die, durch flehentliche Bitten vielleicht doch noch Rolfs Einwilligung zu ihrer Heimkehr zu erlangen.

Gleich auf der Stelle wollte sie es versuchen, denn mit dieser jermalmenden Last auf der Seele hätte sie ihm gegenüber ja doch keine heitere Unbefangenheit mehr erheucheln können. Und es war nach ihrer Meinung besser, wenn es noch in dieser Stunde völlig klar zwischen ihnen würde.

Geradezu wandte sie sich, sobald sie die Villa wieder erreicht hatte, dem Zimmer ihres Gatten zu. Denn so wichtig konnte seine Beschäftigung mit den Angelegenheiten anderer Leute doch unmöglich sein, daß eine Auseinandersetzung, die über ihre ganze Zukunft entscheiden sollte, nicht hätte den Vorrang behaupten sollen. Aber wie sie das neben seinem Arbeitszimmer gelegene Gemach betrat, wurde sie zu ihrer Ueberraschung inne, daß er trotz seines strengen Befehls, keinen Besucher vorzulassen, nicht mehr allein war. Sie hörte, daß er in gedämpftem Tone zu jemand sprach. Und dann vernahm sie den Klang einer andern, leidenschaftlich erregten Stimme, die ihr seines Ohr sofort als die Stimme Elfe Flemmings erkannte. Sie mußte erstaunt sein, die junge Dame bei ihrem Manne zu finden; aber sie wäre trotzdem sicherlich keinen Augenblick in Versuchung gewesen, zu lauschen, wenn nicht in dem Moment, da sie sich leise wieder zurückziehen wollte, ein Wort an ihr Ohr geschlagen wäre, das geradezu lähmend auf sie wirkte und für eine Sekunde den Schlag ihres Herzens stocken machte. Jetzt erst gewahrte sie, daß die Verbindungsthür nicht geschlossen war, sondern um mehr als eine Handbreite offen stand. Und als sie die erste, furchtbare Bestürzung überwunden, fühlte sie sich von einer Gewalt, die stärker war als ihr widerstrebender Wille, unwiderstehlich zu jenem Thürspalt hingezogen, durch den sie mit einem einzigen Blick das ganze Zimmer mußte übersehen können.

Sie bemühte sich gar nicht, mit besonderer Vorsicht aufzutreten; aber die beiden hörten sie nicht. Rund stand sie an der Schwelle; und wie es ihr auch vor den Augen flimmern mochte, sie sah dennoch genug, um auch des letzten thörichten Zweifels überhoben zu werden, daß sie den verbrecherischen Worten jenes schönen Weibes da drinnen die rechte Deutung gegeben. Und in diesem einzigen Augenblick brach alles zusammen, was ihr bis jetzt noch einen Halt und eine schwache Stütze gewährt hatte in ihrem opfermutigen Kampfe gegen ein grausames Geschick.

Auch ihre physische Energie schien zu versagen. Ein schwacher Schmerzenslaut kam von ihren Lippen, und ihr war, als würde von unsichtbaren Händen der Boden unter ihren Füßen fortgezogen. Aber sie wurde sich zugleich bewußt, daß sie jetzt nicht schwach werden durfte, und sie raffte sich zusammen. In derselben Minute noch hatte sie das Gemach verlassen und war hinüber geeilt in das Schlafzimmer, dessen Thür sie mit der Hast einer Verfolgten hinter sich verriegelte.

Wenige Minuten später schlüpfte leise und gleichsam verstoffelt eine schlanke dunkle Gestalt aus dem Gemach. Sie nahm ihren Weg durch das Vorzimmer und an der weit geöffneten Küchentür vorbei über den Flur, um durch den hinteren Ausgang der Villa geräuschlos wie ein Schatten in der Dunkelheit des frühen Winterabends zu verschwinden. (Schluß folgt.)

Edelweiß und Edelraute.

Alpine Plauderei

von

F. A. Bacciocco.

Noch jeder Hochtourist hat im Gebirg nicht nur die weit hinabreichenden Alpenrosen, sondern auch das Edelweiß auf den Almen und an den Abhängen blühen sehen. Die Edelraute dagegen kommt nur wenigen zu Gesicht, weil sie zu den seltenen Alpenpflanzen gehört.

In der neueren Zeit hat man in vielen Alpenhöhlen Vorkehrungen zum Schutze dieser schönen Edelpflanzen getroffen, so im Salzburgerischen, in Oberösterreich, in Tirol und vielfach in der Schweiz.

Der Tourist findet dort auf den Almen und Bergriegeln Holztäfelchen mit der Ankündigung, daß das Ausreißen der Pflanzen mit der Wurzel verboten; oder die Tafel besagt, daß das Brechen von Edelweiß bei Geldstrafe verboten ist. In der Schweiz und in Tirol hat man auch schon die Zugänge zu Almen, auf denen schöne Alpenrosen wachsen, „vergattert“ oder das Aufsteigen verboten mit dem Hinweis auf die Viehsuche, die durch die Schuhe (!) der Touristen verschleppt werden könne! Der wirkliche Grund ist natürlich die Befürchtung, es könnten die Alpenpflanzen ausgerottet werden, die von den Bewohnern selbst derzeit gut verwertet werden. Der Handel mit Alpenrosen und noch mehr mit Edelweiß ist zu einem gut lohnenden Geschäft geworden, und nicht allein im Alpengebiet werden die Blumen verkauft, sondern sie werden auch mit der Bahn verschickt und in gewissen Kunstindustriezweigen mit mehr oder weniger Geschmack verwendet.

Jene Schutzmaßregeln haben sich als unbedingt nötig erwiesen, da oft genug von Touristen jene alpinen Pflanzen im reinen Uebermut ausgerissen werden, was von niemand gebilligt werden kann. In einer Mischung von Gedankenlosigkeit und Begeisterung wird die Pflanze mitsamt der Wurzel ausgerupft und der Berg seines schönsten Schmuckes beraubt. Diese Gefahr macht sich gerade dort bemerkbar, wo Edelweiß und Alpenrosen erst spärlich vorkommen, auf den Gebirgsübergängen und viel befahrenen Jochen. Am meisten sind jene Stellen bedrängt, die in der Nähe von großen Städten liegen, wie der Schneeberg bei Wien, der Rönchs- und Kapuzinerberg bei Salzburg, Rigi und Pilatus bei Luzern und andre. Dort ist die Klage, die man in der Neuzeit häufig vernimmt, daß das Edelweiß auf den Berggipfeln im Verschwinden sei, vollauf berechtigt. Auf dem Schneeberg bei Wien werden deshalb einige der Edelblumen schon künstlich nachgesetzt!

Aber dorthin, wo das meiste Edelweiß noch wächst, kommen selten Touristen, und dort wuchert es auch noch in erfreulicher Fülle. In der jüngsten Zeit ist die Frage aufgetaucht, wo diese Punkte zu suchen sind, und es ist auch die Antwort erfolgt. Die genauen Kenner der Tiroler Alpen und besonders der Südtiroler Bergstöcke führen uns in diese Gebiete. Am Brenner und Arlberg, deren reiche Alpenflora berühmt ist, haben wir noch nicht die Fülle und Ueberfülle zu suchen. Wir müssen weiter nach dem Süden gehen. Auf dem Monte Baldo am Gardasee findet man die Alpenrose und das Edelweiß noch in urwüchsiger Pracht. Aber es wuchert nicht auf den Hängen, die dem See zugekehrt sind, sondern mehr auf der Ostseite über dem reichenden Bergwasser der Etsch und auf den Hängen, die selten bestiegen werden.

In der Nähe sind die Gaborischen Alpen, die erst in der Neuzeit von Touristen häufiger besucht werden, und durch diese verbreitete sich der Ruf von dem großen Reichtum an jenen alpinen Blumen und deren Schönheit. Es waren aber nicht zuerst bürgerliche Touristen, die von diesen Blumenstücken Nachricht brachten, sondern die Kaiserjäger und die Tiroler Alpenjäger. Von ihren Gebirgsmärschen zurückkehrend, zogen diese Soldaten in Trient und Bozen ein, geschmückt mit Edelweiß und Edelraute, die durch ihre Größe und Schönheit auffielen. Ebenso brachten die Schweizer Soldaten, die in Bern und Luzern von Gebirgsmärschen heimkehrten, die herrlichsten Blumen aus dem Berner Oberland, vom Gotthardstock und von den Flanken des Lukmanier.

In jenem Südtiroler Alpenwinkel haben wir den Wallfahrts- und Kurort Madonna di Campiglio zu suchen, der wiederholt von der verewigten Kaiserin Elisabeth von Oesterreich besucht wurde. Die Lieblingsblume der Kaiserin war bekanntlich das Edelweiß, und dieses fand sie in der Umgebung von Madonna di Campiglio in großartiger Menge und Schönheit.

Für die Botaniker und die Gebirgsbewohner ist ein großer Unterschied im Edelweiß. Dort, wo die Pflanze bedrängt wird, entwickelt sie sich nicht zu ihrer vollen Schönheit. Erst dort, wo sie ungehindert wachsen und wuchern kann, zeigt sie sich in ihrer ganzen Pracht.

Neue deutsche Lyrik.

Von

Lina Wolff.

„Vater unser.“



Wst war ich lange Zeit allein —
Von aller Welt entfernt —
Da hab' ich dich, du Vater mein,
Warm lieben erst gelernt.

Mir war's, als sprächst du erst mit mir,
Da keiner mit mir sprach;
All meine Sorgen sagst' ich dir,
Und du, — du fragst danach.

Ich lernte, wie man irdisch Leid
Und bitteres Weh vergißt,
In jener Herzensseligkeit:
Daß „du die Liebe bist“.

Trost.



Wast du zum ersten Male ein Unglück ganz erkannt,
So halte von der Erde das Auge abgewandt;
Läß nicht die Welt es wissen, wie übel dir geschehn,
Bis du, dich selbst beherrschend, kannst vor den Menschen stehn.

Und fasse kurz die Klage — in tiefster Einsamkeit:
Es schwellen viele Thränen den tiefen Strom der Zeit.
Es riefte wohl dein Jammer manch Ueberwundnes wach;
Du machst durch seiges Sagen auch andre Herzen schwach.

Willst du das Leid ertragen, das dir ein Gott gesandt,
So zwing zur Erdenarbeit dir willensstark die Hand;
Und wo ein müdes Leben matt mit dem Schicksal ringt,
Da hilf ihm gern und stille, daß es nicht niedersinkt.

Sei Stütze du den Schwachen! — Denk deiner Schwäche nicht!
Du schöpfst dir Kraft und Leben vom höchsten Himmelslicht!
Dran wirst du es erkennen, ob ganz du Sieger bist,
Wenn du in deinem Wirken dich selber ganz vergißt!

Man meint oft ein tropisches Gewächs vor sich zu haben, wenn man diese Exemplare betrachtet.

Die Blume wird geprüft nach ihrer Größe und der Zahl ihrer Zaden. Je größer sie ist und je mehr Zaden der Stern aufweist, um so schöner ist sie, und um so mehr wird sie von den Mädchen im Gebirg geschätzt. Das filzige und starke Blattwerk der Blüte erscheint wie von einer umhüllenden Menschenhand geschnitten. Eine andre Art wird sehr geschätzt wegen ihrer Dicke; während jene oft die Größe eines Thalers erreicht, bleibt diese klein und schwerfällig. So mancher Bursche in Tirol hat schon sein Leben auf das Spiel gesetzt, um seinem Schatz einen schönen Strauß bringen zu können. Auf den Gebirgsmärschen, bei der Raft auf der Alm, ließen sich die Soldaten vom Kaiserjägerregiment an Seilen an den Abgründen hinab, um ihrem Hauptmann oder einem beliebigen Offizier einen schönen Strauß bringen zu können. Von diesen hat man auch in Erfahrung gebracht, daß die reichste Edelweißflora auf den einsamen Gebirgsklöften des Monte Bondone und des Picco di Lavarano im Trientinschen zu suchen ist. Hier kommt die Blume noch vor in ihrer Urkraft und Schönheit. Sie wächst auch in solcher Fülle, daß man das Gestrüpp nicht durchbrechen kann, und oft sind die Flächen nicht zu übersehen. Mit Vorliebe weht und schwebt die Kletterpflanze an dem Rand der Abgründe, und wo sie kein Fortkommen mehr findet, da steht noch die seltene Edelraute an. Diese genügsame Pflanze zieht sich auf schmalen Felsenbändern hin, die man vom Thal aus gar nicht sehen kann und die oft kaum die Breite eines Fußes haben.

Nur der Hirte im Gebirg, der Holzknecht und Jäger oder Förster gewahrt mit seinem scharfen Auge den Streifen, wo die Edelraute angelegt hat, und meistens, besonders wenn der Betreffende einen Schatz hat, entsteht dann auch das Verlangen, sie zu besitzen. Die Edelraute ist eine bescheidene, dem Wermut ähnliche Blume, die einen eigenartigen Wohlgeruch verbreitet.

Die Bauersfrauen legen sie in ihren Schrein, damit die Wäsche davon durchduftet wird, und als Schutz gegen Motten. Selbst als Medizintrank spielt es eine große Rolle; auch als Wunderkraut und in den Sagen und Märchen der Alpenbewohner figuriert es als Zauberblume.

In Südtirol erscheint das Edelweiß mit Vorliebe auf den Hängen in großer Höhe, die viel Schatten haben. Die warme Luft sagt der Pflanze zu. Dort wird die Blüte so groß, daß ein Duzend, auf einem Brett zusammengelagert, ein förmliches Kissen bilden. Jene im finsternen Fassathale werden besonders gerühmt. In diesen Thälern, auch bei Madonna di Campiglio, kommt noch, wie bekannt, der Bär vor; noch in diesem Jahre wurde einer dort geschossen. Dieses Tier sucht auf den Lauschkiefernwänden in dem dichten Geflechte der Edelraute sein Lager. In dem armen, hochgelegenen Dorfe Jassa wohnt heute noch ein Schneider, der auf der Bärenjagd ein Bein verloren hat. Ein verwundeter Bär hat ihm das Bein mit einem Biß zermalmt. Dieser Schneider ernährt sich jetzt durch Edelweißjammeln, indem der Einbein auf die höchsten Wände steigt.

In den Gebirgsthälern kommt das Edelweiß auf den Almweiden vor, wo es reichlich zwischen Moos und blauen Glockenblumen blüht. Da bildet denn der weiße Blumenstern, umgeben von den Blaublumen, einen gar lieblichen Anblick.

Auch die Edelraute gedeiht dort in Menge. Das unscheinbare gelbe Blümlein entfernt sich aber immer von dem Edelweiß; es steigt höher, denn es liebt die reinste Alpenluft, und man muß bis zu 2500 Meter und noch höher klettern, bis man zu seinen Sitten auf den Felsanten gelangt. Dort kommt auch der seltene Speik vor, der als Medizinpflanze gesucht ist. Diesen pflücken die Kletterer und liefern ihn in den nächsten Städten an die Apotheken, wobei behauptet wird, daß aus der Pflanze ein Tränklein bereitet werde, das man am meisten nach dem Orient versende, wo es bei den Großen und Reichen aus besonderen Gründen sehr gesucht sei.

Überall im Gebirg gedeiht das Edelweiß am besten auf der Ostseite, dort, wo es den ersten Sonnenschein hat und den Tag über Schatten. Auch pflegt die Ostseite die feuchtere zu sein. Auf den kalten, heißen Wänden der Dolomiten will es nicht recht fortkommen. Seine Vorliebe für die Abhänge und Abgründe, an deren Umrandungen es wurzelt, hat schon manchen Touristen in das Verderben gelockt. Der Wanderer erblickt die Blume, er sieht, daß noch schönere unten hängen, er beugt sich vor, und in der Anstrengung, das zähe Geranke zu brechen oder zu zerreißen, verliert er den Halt und stürzt in die Tiefe.

Den Alpinisten und Botanikern ist es wohl bekannt, daß Edelweiß und Edelraute im Karstgebiet häufig vorkommen und in der Volkspoesie der slovenischen Bewohner eine besondere Rolle spielen.

R. Baumbachs Dichtung „Platorog“ spielt auf einem Gebirgskloß, wo das Edelweiß, Edelraute und die seltene blaue Gletscherblume vorkommen. Der

Gemsenmaler v. Pauninger liebt es, die letzteren auf seinen Hochthalbildern unter den Gletschern anzubringen.

Das Edelweiß des Karstes ist wieder verschieden von jenem im Norden der Alpen. Die Blumen sind viel größer und feiner, dünner und weniger behaart. Sie kleben oft gleich weißen Sternen auf dem grauen, heißen Felsgestein.

Auf einem Berge bei St. Peter, dort, wo die Karstbahn nach Fiume abzweigt, auf dem sogen. Krainer Schneeberg, wächst es in Hülle und Fülle, aber immer nur auf Flächen und in Gruppen, die einige Meter im Umfang haben. Weiter nach Süden, an der dalmatinischen Küste, kommt das Edelweiß nicht mehr vor.

Der Wiener Botaniker Bed v. Manageta, der eine eingehende Beschreibung der Flora des Quarnero verfaßt hat, erwähnt das Edelweiß nicht. Dagegen soll es wieder in Italien in den Apenninen auf bestimmten Punkten gedeihen.

In der Nähe von Wien ist man derzeit im Begriff, einen Hochpark für das Edelweiß, die Alpenrose und Edelraute anzulegen.

Im September 1901 wurde auf dem Hochschneeberg, der heute von Wien aus in zweieinhalb Stunden zu erreichen ist (teilweise mit der Zahnradbahn), das Elisabethkirchlein eingeweiht, das zum Andenken an die verewigte Kaiserin Elisabeth erbaut wurde.

Bei diesem Kirchlein wurde ein Park für Alpenblumen angelegt, der seinesgleichen im Gebiet der Alpen nicht haben dürfte. Alle Arten von alpinen Pflanzen werden hier von allen Hochthälern Oesterreichs und der Schweiz zusammengebracht. Das Edelweiß vor allem, weil es, wie schon erwähnt, die Lieblingsblume der Kaiserin war. Dann aber auch alle übrigen Blumen und Pflanzen der gesamten Alpenflora; nach den neuesten Angaben sollen schon mehr als viertausend Stück beisammen sein. Eine schönere Lage für diesen interessanten und wundervollen Hochpark hätte man auch nicht finden können. Allmählich soll er zu einer Anlage für die Hochgebirgsflora aller Länder ausgestaltet werden.

Ein Kriminalfall.

(Bild S. 537.)

In einem alten Steinbruch unweit des Vorortes Gernsbach sei die Leiche eines Arbeiters Namens Bernhoff aufgefunden worden, der in Gernsbach wohne, aber jeden Morgen zur Stadt gehe, wo er in der Möllerschen Schuhfabrik beschäftigt sei, und abends wieder heimkehre. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß kein Unglücksfall, sondern ein Verbrechen vorliege. So lautete eine in der Morgenfrühe bei der städtischen Polizeibehörde eingelaufene Meldung, die sofort der Staatsanwaltschaft übermittelt wurde. Schon eine halbe Stunde darauf begaben sich Untersuchungsrichter und Gerichtsarzt im Wagen nach dem in der Meldung bezeichneten Orte. Das durch seine Naturtreue erschütternd wirkende Gemälde von Professor G. Haberkorn in Stuttgart, das wir auf Seite 537 wiedergeben, versetzt uns in den ehemaligen Steinbruch, auf dessen Sohle der entseelte Körper des Unglücklichen liegt. Oben geleitet ein Landjäger, der inzwischen bereits die nötigen Erhebungen gemacht hat, die beiden Herren nach einer Stelle am Rande des Steinbruchs, wo man in dem ziemlich hohen Grabe und dem vom vortägigen Regen noch weichen Boden ganz deutlich die Spuren eines erbitterten Ringkampfes gewahren kann, der dort stattgefunden haben muß. Außerdem berichtet der erfahrene Beamte, daß der Tote eine Stichwunde in der Brust habe; vermutlich sei er in jenem Kampfe von seinem Gegner erstochen oder doch tödlich verwundet und dann erst hinabgestürzt worden. Nachdem die drei hierauf in den Steinbruch hinabgestiegen sind, schreitet der Gerichtsarzt zur Untersuchung, deren Befund sofort erkennen läßt, daß der Landjäger das Richtige getroffen hat. Ein bloßer Unglücksfall ist ausgeschlossen; die Zeitungen werden über einen neuen Kriminalfall zu berichten haben.

Picknick.

(Bild S. 541.)

Nun sind die köstlichen Tage herangekommen, von denen der Dichter singt:

Seht ihr den Sommer durch die Lüfte fliegen?
In Gold und Blau — so hab' ich mir's gedacht;
Nun ist er wieder auf die Welt gestiegen,
Nun giebt's ein Blühn und Duft'n Tag und Nacht."

Dann duldet es uns nicht mehr in den heißen Straßen und den stickigen Häusern der Stadt; mächtig treibt es uns hinaus ins Freie, um uns zu erfreuen an dem Sommerregen da draußen, um die würzige reine Luft einzuatmen und uns zu erquicken an dem üppigen Grün der Wiesen und Felder. Das ist die rechte Zeit für so ein Picknick, wie es uns Hugo Ekkan auf seinem anmutenden Bilde vor Augen führt. Die fröhliche Gesellschaft hat sich aber auch gerade den richtigen Platz für das zwanglose Mahl unter freiem Himmel ausgewählt; am Waldeesamte auf weichem Rasen sehen wir sie gelagert, wo groß und klein sich in selbigem Glücksgefühl des Lebens erfreut. Mit musterhafter Ausdauer haben die Herren abwechselnd den schweren Korb mit Speise

und Trank bis hierher getragen; nur ein frugaler Imbiss war es, der zur Verfügung stand, aber er hat besser gemundet wie das feinste Diner im ersten Restaurant der Stadt. Man scherzt und lacht, der Wein funktelt in den Gläsern, die gute Laune blüht aus den Augen aller, und die jungen Damen finden, daß ihre Herren noch nie so „riesig nett“ waren wie hier beim Picknick im Grünen.

Die Auswanderer.

Erzählung aus dem Elsaß

von

Max Lay.

I.

Part an der Eisenbahn, die am westlichen Abhang der Vogesen entlang führt, zwischen Rebhügeln und dem dunkelbewaldeten Hochgebirge, liegt das freundliche Dorf Berolsheim. Nur durch eine schmale Thallücke schaut das Dörfchen gegen den Rhein zu in die langsam abfallende Ebene hinaus. Trotz der eisernen Verbindung mit der unruhigen Außenwelt waren die Berolsheimer stets gute Heimhocker gewesen. Als aber eines Tages die Reblaus, wenn auch nur ganz vereinzelt, in der Berolsheimer Flur erschien, bekamen plötzlich viele Bewohner eine nachhaltige Angst für ihren traubentragenden Besitzstand. Französische Zeitungen verbreiteten die Nachricht, daß die Phylloxera sich nicht über das Mittelmeer wage und ganz Algerien sich schnell mit Rebanlagen bedecke, und daraufhin verschuchte zuerst einer dort sein Glück, und seine Briefe aus dem neuentdeckten Paradiese, im Dorfe hundertmal verlesen, erregten eine hochgradige Wanderlust. Sie wurde noch durch den verführerischen Gedanken unterstützt, daß man dort im Süden wieder unter französischer Sonne wohne, was alle sonstigen Bedenken kräftigst niederschlug.

Michel Horneder wäre auch sicher längst fortgezogen — Grund zur Unzufriedenheit hatte er immer —, wenn seine Frau mit ihrer Schwerfälligkeit nicht ein gar zu wirkungsvolles Gegengewicht in die Waagschale geworfen hätte. Sie wog ihren vollgezählten Doppelzentner, und wenn sie in ihrer Lieblingsdecke auf der zwei Seiten der geräumigen Wohnstube einnehmenden Bank saß, begriff man wohl, daß die ausgiebige Bewegung einer Seereise und sonstige Abenteuer durchaus nicht in ihre Geschmacksrichtung paßten. Sie erklärte ihrem Eheherrn, der sie wieder einmal durch seine Veredsamkeit hatte andern Sinnes machen wollen, unumwunden, indem sie die rundlichen Hände, die emsig die Fäden von den grünen Bohnen zogen, in den weiten Schoß sinken ließ:

„Daß du es nur weißt, in das Affenland gehe ich nun einmal partout nicht. Unser Mayele hat mir erst wieder aus dem Kalender eine Geschichte gelesen von dem schwarzen Lande, wo die Turfos noch ganz wild herumlaufen und die Buben in der Légion étrangère dienen müssen. Und nun gar unser armer Raabel!“

Bei Nennung seines Namens fuhr der in der Ecke am kühlen Ofen im Stuhl zusammengebrückte Stammhalter aus dem Halbschlaf empor und starrte mit blöden Augen vorwurfsvoll auf den Vater, der mit vorgebeugtem Kopf, die kurz abgedrochene Thonpfiste zwischen den Zähnen, die Hände auf dem Rücken zusammengelagert, unablässig die Stube auf und ab schritt.

„Mit dem Soldatespielen hat es noch lange Zeit!“ brummte er unwirsch, und nach einigem Besinnen etwas lauter: „Wo steht denn das Maidel schon wieder?“

„Was fragst? — Sie ist doch auf der Bühne und holt uns ein paar Zwiebeln!“

Horneder blickte seine Frau ungläubig an, wandte sich dann kurz hinaus auf den Hausgang und stieg, auf den Soden vorsichtig schleichend, die Treppe empor. Oben im dämmerigen Speicherraum blieb er stehen. Sein Mund öffnete sich immer weiter. Immer länger wurde die Oberlippe unter der vorgestreckten Nase. Das geöffnete Dachfenster halb verdeckend, stand Mayele, den schlanken Oberkörper leicht hinausbiegend, auf den Fußspitzen. Ihr zierlich geformter schwarzbrauner Kopf nickte unablässig zu den telegraphischen Handbewegungen, die sie mit selbstvergessenem Eifer gegen die hell von der Sonne beschienene Giebelwand des Nachbarhauses richtete, wo ein ebenfalls dunkelfarbiger Kopf mit starkem herabhängendem Schnurrbart unter einem breiten Basthut im engen Fensterrand erschien. Der lächelnd die Zähne weisende junge Mann sandte ähnliche geheimnisvolle Fingerzeichen als Antwortdepeche zurück. Horneder schlich auf den Behen an das Fenster. Als nun plötzlich sein zorniges Antlitz neben der Tochter erschien, zog der Partner drüben seinen Kopf so eilig zurück, daß er den Hut abstreifte, der nun auf die Gasse niederfiel.

„Das nennst du Zwiebeln aussuchen?“ schrie der Vater die ertappte Sünderin an. Mayele fuhr jetzt mit lautem Aufschrei zurück; ehe sie sich indessen auf eine passende Ausrede besonnen, war der Vater wieder von der Bildfläche verschwunden. Mit sehr schlechtem

Bestrafte Prahlerei.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Frau Müller: Nun, Frau Brohenheimer, wo werden Sie in diesem Sommer hingehen?
 Frau Brohenheimer: Ach, wissen Sie, unsere ganze Familie wird heuer auseinander gerissen, da jedes seinen Neigungen nachgeht.



Ich für mein Teil werde auf der Besichtigung meines Betters einen ruhigen Landaufenthalt nehmen.



Mein Sohn Fritz macht eine größere Tour mit dem Rade.



Die Tante Gulalia geht zu den Bühnenspielen in B. Wissen Sie, die muß viele Menschen um sich sehen und interessiert sich so für Toiletten.



Mein Mann geht ins Gebirge; der fühlt sich überhaupt nur in einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel wohl.



Meine älteste Tochter geht nicht weit davon an den See; das gute Mädchen liebt das Wasser über alles.



Mein Sohn Karl ist ein eifriger Sportsman und kommt oft tagelang nicht aus dem Sattel.



Frau Müller (zu ihrem Mann): Ich weiß nicht, wie es dein Kollege Brohenheimer möglich macht! Während wir uns kaum mal ein Gläschen Bier im Freien leisten können, sind die Brohenheimers nach allen vier Winden hinausgereist!
 Müller: Die Brohenheimers? Da sind sie ja!



Frau Brohenheimer: Himmel, die Müllers! Das ist mein Tod!



Bildn. Nach dem Gemälde von Hugo Gillen.

Gewissen und stark klopfendem Herzen raffte sie eine Handvoll Zwiebeln aus dem am Boden ausgebreiteten Haufen und stieg langsam die Treppe hinunter. Mit möglichst unbefangener Miene trat sie in die Stube.

„Mit den Zwiebeln oben ist es nicht mehr viel, Mutter! Sie werden malzig.“

„Aber der Fritz von drüben wohl nicht, gelt?“ fragte der Vater höhnisch und so unerwartet dazwischen, daß Mayele, in der ersten Ueberraschung ernsthaft den Kopf schüttelnd, die großen, leuchtenden Augen aufstieß, dann bis unter die Stirnhaare errötete. Geligst zog sie sich in die Küche zurück, wo ihr die intime Beschäftigung mit dem vielhäutigen Gewächs — vielleicht auch der Gedanke an ihren vom Vater gekauften Fritz — wirkliche, echte Thränen entlockte. Bei den geöffneten Thüren hörte sie, wie der Vater in der Stube lospostelte:

„Da hast's jetzt, was wir bei der Mille de Dieug-Nachbarschaft noch alles erleben!“

„Wer weiß,“ wandte die Mutter mit tiefgefühltem Seufzer ein; „wenn der Dibold Fritz ums Mayele fragen kam, gab es vielleicht wieder Frieden.“

„Was, Frieden? — Solange die Rußbäume noch stehen? — Sein Lebtage nicht!“

„Wenn du doch Hof und Rebstücker hergeben, fort über das Meer willst, kann es dir ja nichts mehr ausmachen, wo Dibolds Bäume Schatten machen.“

„Ah, du meinst, ich will den Hof verkaufen? O nein, der wird verlehnt.“ Es konnte mir auch in Afrika nit gefallen, und —

„Und da machen wir so eine Plaisierreis' — da kriegt mich schon gar nicht mit. Der Bauer auf Reiken, das kann nicht gehen!“

„Eh bien, das wollen wir sehen,“ zischte er giftig. „Ich rühre kein Stüdel Gschirr mehr an.“

„Hm, schade, daß der Fritz auch so verrückt ist und nach Afrique will. Sonst könnte er, wenn du fort bist, das Mayele heiraten. Dann hätten wir doch wieder einen Reister im Haus.“

Der hehende Spott in ihren Worten entging ihm. Die Kunde kam ihm so überraschend, daß er mit offenem Munde, tiefste Entrüstung in der Miene, stehen blieb. „Was, der Dumpe will auch dahin?“

„Wegen was denn nit? Der Hechte Charles hat ihm drüben einen Platz besorgt, glaub' ich, auf dem Bureau arabe, oder wie sie es nennen. — Der Hechte Charles führt ja wohl alle die Geschäfte der Herren in Paris, die so grieseleisch viel Land in Afrique haben. Er versteht es halt, alle die Tollen fortzuschwären aus der alten Heimat.“

„Dumme Plan! — der Charles geht ja auch mit!“ warf Horneder verächtlich hin.

„Warum nit. Es wird ihm nit weh machen im Geldsack. Zu verlieren hat er nit.“

„Weißt Alte, jetzt hab' ich bald genug mit dem dummen Gepappels!“ fuhr Horneder seine Frau grob an; da sie aber phlegmatisch ihre Beschäftigung fortsetzte und auf sein Knurren keinerlei Antwort mehr gab, blieb ihm zur Wahrung seiner Würde nur übrig, selbst das Feld zu räumen. Kaum war er draußen, den Wagen für den morgigen Markttag zu rüsten, schlüpfte Mayele in die Stube und berichtete der Mutter ihre Herzensgeschichte mit dem Dibold Fritz. Die Mutter sagte wenig dazu, aber sie nickte ernsthaft zustimmend mit dem Kopfe. „Daß nur, wir kriegen ihn schon!“ meinte sie in Bezug auf den Vater.

II.

Mayele hatte trotz leisen Widerspruchs nach beendetem Markte aus der Kreisstadt allein heimfahren müssen. Der Vater war mit einem Handelsmann, ohne dessen „Hilfe“ kein Geschäft im Dorfe zu stande kam, in das Wirtshaus gegangen, nachdem er versprochen hatte, mit dem Nachmittagszug auf der Eisenbahn heimzukehren. Jetzt sah er mit Vion Joseph, dessen fettige Seidenmütze ganz vortrefflich zu der unreinen blauen Bluse und den kotbespritzten, schiefgetretenen, niemals gewischten Schnürschuhen paßte, hinter einem liter alten Weines. Der Handelsmann bezahlte ihn, allein diese seltene Freigebigkeit mahnte den erfahrenen Bauer zur Vorsicht. Er drückte deshalb zurückhaltend ein Auge zu, indes das andre aufmerksam zur Seite schielte, als Vion nach einigen wortreichen Umschweifungen ihm plötzlich zutraulich auf die Achsel klopfte.

„Du, Horneder, weißt, wir könnten ein Geschäft machen, bei dem du allein den Vorteil hättest,“ sagte er dringlich, als sei ihm die Sache soeben erst eingefallen. „Du verkaufst mir das kleine Rebstücker hinter deinem Garten, und ich zahle dir einen Preis, nun eigentlich ein Sündengeld, denn die Stöcke sind fast alle erfroren. — Aber ich kann es gerade gebrauchen, um meinen Nachbar, den Dibold, zu ärgern, der da meint, ich hätte ihn mit der letzten Ruß betrogen. Und das ist gelogen, sag' ich dir. Du weißt ja, daß ich ein ehrlicher Mann bin.“

*) verpacktet.

Horneder schüttelte sich ein wenig, als wolle er die Erörterung über den letzten Punkt abstreifen. Den Kopf ein wenig zur Seite beugend, fragte er dann:

„Wer sagt dir denn, daß ich das Stück verkaufen will? Mir liegt es gut genug.“

„Was, willst du es mitnehmen nach Afrique? — Geh, Michel, sei doch verständig. Du solltest froh sein, das Stück loszuwerden. Dann haben doch die Händler mit Dibold ein End' wegen der Rußbäume.“

„Gerad deswegen behalt' ich's!“ knurrte Horneder.

„Ich würde es noch verstehen, wenn du mit ihm prozessieren wolltest, Michel. Die Bäume stehen zu nahe am Grenscheid. Ich wollte es ihm schon beweisen, wenn ich Propriétaire wäre. Denkst du, ich ließe mir auch solch einen Parasol gefallen, der auf zehn Meter Distance kein Trübel zeitig werden läßt?“

Horneder nahm Vions Entrüstung für echt, hauptsächlich weil sie sich gegen den verhassten Nachbar richtete. Hier bot sich jetzt die Gelegenheit, Dibold einen Prozeß aufzuballen, ohne einen Pfennig selbst zu riskieren. Das lockte mehr als der Kaufpreis. Aber er konnte die Sache im Augenblick nicht weiter verfolgen, denn neue Gäste traten ein und nahmen in lärmender Unterhaltung, wie sie ein gut verlaufener Markt mit sich bringt, am selben Tisch Platz; mit Ausnahme eines jungen Mannes mit glänzend neuer Bluse und schwarzem Schnurrbart, der bei Horneders Anblick stutzte und sich dann dicht am Schenktisch niederließ. Es war Fritz Dibold, der nun mit dem Wirt ein Gespräch anknüpfte, aber dennoch aufmerksam verstohlen zuhörte, wie der Hechte Charles sich gegen die auf ihn eindringenden schlechten Wiße, die natürlich wieder die neue Wingerkolonie in Algerien betrafen, mit lauter Stimme und zahlreich eingestreuten Kraftausdrücken verteidigte.

„Ihr pappelt gerad wie die Gänse vom Billardspiel!“ schrie er hochrot vor Eifer. „Gerade wie die Buben. Der Horneder geht doch mit uns, und das ist alleweil ein Mann, der da weiß, was er thut.“

„Zeig, Michel, ist's ja wahr?“ hieß es von allen Seiten unter lautem Gelächter. „Du gehst auch ins Affenland?“

Gewissermaßen beschämt, jedenfalls aber ärgerlich bei dem allgemeinen Hohn, der auch Fritz Dibolds Zustimmung zu haben schien, schüttelte Horneder energisch den struppigen Kopf.

„Fort geh' ich, aber nicht nach Afrique!“ rief er abwehrend. „In Florida, wo die Madame Richard von Jungsheim so große Ländereien für die Gläser gekauft hat, soll es besser sein.“

„Laßt mir den Michel gehen,“ warf einer der Zuhörer mit gutmütiger Ironie dazwischen. „Er geht — und ist bis zum Herbst schon wieder daheim, wenn anders seine Alte so schnell mitkommen kann. Darauf will ich die größte Wetteung machen!“

„Eh bien, das nehme ich an. Einen ganzen Ohm von meinem neuen Afrikaner, wenn ich wieder zurückkomme. Aber ich komm' nicht, verlaß dich drauf!“

Fritz in seiner abgeforderten Ecke zeigte mit einem Male ein sehr gleichgültiges Gesicht. Er hatte die Kriegslust des ihm feindlich gesinnten Vaters seiner Geliebten gleich durchschaut und sofort begriffen, weshalb dieser jetzt plötzlich versicherte, nach Florida und nicht nach Algerien auswandern zu wollen. Langsam drehte er mit seinen ungelenten Fingern eine Zigarette, als im Verlaufe des allgemeinen Hin- und Herstreitens der Wirt ihn fragte:

„Wann willst du denn fort nach Afrique, Fritz? Du hast ja wohl schon ein nettes Pläzchen in der Provinz Constantine;“ da erklärte er laut, wenngleich etwas gewaltsam, absichtlich: „Nach Algerie gehe ich überhaupt nicht. Will es, glaub' ich, lieber in Florida mit dem Tabaksbau versuchen — mit den andern zusammen. Wir müssen aber schon in acht oder zehn Tagen fort!“

„So hast du dich anders besonnen, scheint's?“

„Ja, ich habe meine sehr wichtigen Ursachen.“ Dazu machte er ein so ungeheuer diplomatisches Gesicht, daß der Wirt stumm und anscheinend verständnisvoll seinen biden Kopf wiegte. Horneder hingegen schadenfroh mit den zusammengekniffenen Augen vor sich hinblinzelte. Der dumme Bub sollte nur nach Florida gehen; er selber brachte inzwischen sein Mayele in ganz anderer Richtung in Sicherheit. Dann fielen ihm die verhängnisvollen Rußbäume wieder ein, und um seinen wohlfeilen Triumph über die Nachbarmfamilie vollständig zu machen, wandte er sich an Vion, der auf ein paar leise geflüsterte Worte sogleich bereit war, mit ihm zum „homme d'affaires“ zu gehen, „um den Verkaufsakt wegen des Rebstücks sofort aufzusetzen“, wie Horneder laut und deutlich hinzufügte. Etwas steif — vom langen Stillstehen — erhob er sich und drückte den Filzhut auf den Kopf. So, nun konnte Fritz heimgehen und seinem Vater erzählen, daß er einen neuen, in Rechtshandeln wohl bewanderten Nachbar bekäme.

Als er mit Vion später vergnüglich zu Mittag gespeist, hatte er an ihn auch all seine überflüssige,

bewegliche Habe im voraus verkauft und natürlich schließlich den letzten heimwärts fahrenden Zug verpaßt. Ihm blieb daher nur übrig, Arm in Arm mit Vion gen Verolsheim zu wandern, wobei er in aufgeräumtester Stimmung erzählte, wie er „diesen Fritz auf den Esel gesetzt“.

III.

Der blaue Himmel lachte freundlich hernieder in das saftgrüne Laub der Reben, das die beiden verliebten Menschenkinder, die sich ihrem Schutze anvertraut, vor den Blicken der neidischen Menschheit völlig verbarg. Sie standen im Schatten der verhängnisvollen Rußbäume. Die Weinblüte erfüllte die Luft mit lieblich feinem Duft, leise summten die umhergeschwirrenden Käfer, und vom Kirchturm läutete die Abendglocke. Die ganze Natur atmete süßen Sommerfrieden — die beiden jungen Leute hatten eine schwere Stunde vor sich: den Abschied.

Mayele stand mit tiefgebeugtem Haupt, die Hände vor das Gesicht gedrückt, und weinte bitterlich. Fritz lehnte, die Hände auf dem Rücken, am Stamm des Rußbaums, den zwinkernden Blick starr vor sich hin gerichtet. Er laute an seinem herabhängenden Schnurrbart und zeigte eine sehr betretene Miene. Das weinende Mayele zu trösten, fiel ihm bedeutend schwerer als das Lachende zu küssen.

„Jetzt sei doch nur endlich verständig, Schazele,“ mahnte er brummend. „Man sollte meinen, der Himmel sollte auf Abbruch versteigert werden, wenn man dich schluchzen hört. — Was ist denn auch weiter dabei? — Nun weiß ich doch sicher, daß ihr nach Sidi-bel-Passan geht, dicht bei der Station, wo ich den Posten antrete. Da treffen wir ja wieder zusammen.“

„Wenn es nur wahr wird und der Vater nicht wieder auf andre Gedanken kommt,“ äußerte sie immer noch zögernd.

„Ja, das geht halt nimmer!“ lachte er zuversichtlich. „Er hat sein Vieh und sonst alles an Vion verkauft, auch schon den Lehnvertrag unterschrieben über die neue Ferme. Und das Rebstück hier hat der Vion genommen aus Spekulation — nun, damit ist er freilich trompiert.“ Aber das macht nix. Mein Vater ist froh darum. Nun haben doch die Händler ein End'.“

„Tiens, tiens,“ stammelte sie aufatmend. „Das ist wohl alles am Markt abgelartete worden. Wir haben nett gewartet, daß der Vater heim kommen sollte. Nachher hat er schrecklich mit der Mutter gebrüllt. Jetzt will sie auch nimmer daheim bleiben. Sie meint im Affenland wird es an moins nit so viel Wirtshäuser geben als hier herum.“

„Siehst, jetzt ist ja alles wieder im Blei,“ tröstete er lebhaft. „Sage ihr nur, in der Gegend von Sidi-bel-Passan läßt sich auch leben — schon gar, wenn wir beide erst geheiratet sind!“ fügte er hinzu, sie bei der Schulter an sich ziehend.

„O, davon wollen wir noch gar nit reden,“ lächelte sie unwillkürlich durch die immer noch tropfenden Thränen. „Der Aelteste“) hat einen grieseleichen Zorn gegen dich!“

„Das vergeht auch, wenn er erst drüben ist. Sag ihm nur, ich ginge nach Florida, den Rest will ich schon machen!“

Fritz sprach so zuversichtlich, daß der Stein auf ihrem Herzen sich bedeutend erleichterte.

„Wann willst du fort?“ fragte sie nach einer Pause stummen Nachsinnens gepreßt.

„Morgen oder übermorgen. In acht Tagen hast du schon meinen ersten Brief.“

„Wenn du mir treu bleibst —“ ergänzte sie mit erzwungenem Lächeln und zuckenden Lippen.

„Aber Mayele!“ — Er nahm sie am Kopf und lächelte sie, daß ihr der Atem verging. „Glaubst du mir nun?“

Sie lächelte mit hochroten Wangen und blickte ihm fest in die treuerzigen Augen. „Ich muß wohl, Fritz!“

Sie lehnte stumm an seiner Schulter und konnte sich nicht losreißen. Ueber den violettgrünen Waldbirgen im Westen sank die Sonne immer tiefer. Die Rußbäume dehnten ihre Schatten weithin über das im Abendwinde lispelnde Rebland.

„Ich muß nun heim, Fritz!“ stammelte sie seufzend. „Dann mach's gut Schazele, bis wir uns wieder haben. Wann wollt ihr fort?“

Sie ließ die Arme sinken und zuckte die Achseln.

„Du weißt ja. Zu Maria Geburt ziehn die Schwälme!“) furt. Ach du mein liebes, gutes Gschätz!“

Langsam schritten sie Hand in Hand den steinigen Fußpfad hinab, um auf einem Umwege die Dorfstraße zu erreichen. An der letzten Ecke drückte sie ihn noch einmal stürmisch an sich und entfloß.

Er blieb stehen, bis sie verschwand. Dann drehte er sich rasch um und schlug sich durch die dichten

*) getäuscht.

**) Vater.

***) Schwalben.

Neben. Er wollte ein fröhliches Lied anstimmen, aber es klang so merkwürdig heiser, daß er wieder schwieg.

Am zweiten Tage nach dem Abschied wartete Mapele in heftigster Aufregung auf das Signal des am Dorfe vorbeifahrenden Bahnzuges. Als endlich der schrille Pfiff durch die Nebhügel klang, eilte sie hinauf an das Dachfenster. Unter den wenigen Einsteigenden sah sie auch ihren Fritz, von seinen Eltern bis an den Wagen geleitet. Das Herz wollte ihr zerspringen, als die Glöde ihre abgemessenen Schläge ertönen ließ. Bei dem dumpfen Rollen des Zuges nahm sie das Taschentuch von den Augen und sah aus einem der Wagenfenster etwas Weißes aufblättern. Auch sie schwang ihr Tuch, bis der Zug hinter einer Anhöhe verschwand. Fritz war doch ein lieber, guter Bub; hatte er doch noch im letzten Augenblick an sie gedacht. Schwer atmend stieg sie herunter in die Wohnstube.

IV.

Es war ein auch für Nordafrika recht warmer Herbsttag, als der Zug mit den elsässischen Einwanderern, darunter auch die Familie Horneder, in die Station einlief. Die Ankömmlinge wurden beim Aussteigen sofort von einem dichten Haufen nachfüßiger, braunhäutiger Gestalten umgeben, die sich in schlechtem Französisch mit den Beamten herumzankten, die sie verhindern wollten, den neuen Mitbürgern ihre Dienste als Gepäckträger allzu ausdringlich anzubieten. Frau Horneder drehte sich hilflos um ihre eigne Achse, um dem von allen Seiten auf sie eindringenden arabischen Gesindel auszuweichen, indes ihr Gatte mit beiden Armen abwinkte und fortwährend „Harroa — harroa!“ schrie, ein arabisches Wort, das, wie er aus dem Siebziger Kriege, den er als französischer Soldat mitgemacht, wußte, soviel als „Zurück“ bedeutete, und das für die bei Wörth stehenden Turkos das Signal zu eiligstem Rückzug gab. Aber für die Landsleute jener edlen Kämpen schien es keine Bedeutung gänzlich verloren zu haben, denn sie flüchteten lachend ihr herrliches Gebiß, lauderwelschten in unverständlichen Kehrläuten und streckten gierig die hageren, schwärzlichen Krallen nach den großen Körben aus, die seine Frau und Mapele mit Ausbietung aller Kraft verteidigten. Endlich standen sie abseits von dem großen Holzschuppen, der die Station bedeutete, und Horneder, wieder von seinen Mitreisenden umgeben, konnte seinem zornigen Herzen in kräftigem Elsässerdeutsch Luft machen. Was hatte er auf der langen Reise nicht alles erfahren müssen. Daß er sich mit den Franzosen, die doch früher seine Landsleute waren, kaum mehr recht befreundet würde, war ihm längst klar. Er hatte gemeint, sie müßten ihn als einwandernden Elsässer mit besonderer Aufmerksamkeit, wenigstens hilfsbereiter Aufmerksamkeit behandeln. Nichts von alledem. Unbekümmert um seine geistig etwas schwerfällige Eigenart, hatten ihm die Beamten auf seine Anfragen überall in höflicher Entschiedenheit einige Nebenarten ins Gesicht geworfen und es ihm überlassen, sich damit zurechtzufinden, wie er es vermochte. Er konnte doch nichts dafür, daß er in seinen sieben Militärsjahren nur unvollkommen französisch gelernt. Die Reise war überhaupt die reine Heßjagd für ihn gewesen, und ohne Mapeles natürlichen Verstand wäre es manchmal schlimm um das Weiterkommen bestellt gewesen. Auch an sonstigen unliebsamen Reiseabenteuern hatte es nicht gefehlt.

Während der Ueberfahrt war er aus der dumpfen Kajüte, wo es so merkwürdig roch, daß sein Magen anfang zu revoltieren, auf das Deck hinaufgegangen. Kaum stand er in frischer Luft, da nahm ihm ein über die rollende See fegender Windstoß den Gut, der, als er entrüstet aufschrie, schon weit hinten auf den Wellen tanzte, und eine Gruppe von Passagieren — österreichische Handlungsreisende — belachte sein Unglück.

Seitdem hatte er sich von allen, die nicht zu seiner speziellen Reisegeellschaft gehörten, sorgfältigst ferngehalten, und da diese überall von dem mit dem Mundwerk stets vorangehenden Hechte Charles, gegen den er bereits unbestimmtes Vorurteil gefaßt, sozusagen bemuttert wurde, so geriet auch er wider Willen unter dessen nicht abzuschüttelnde Volmäßigkeit. Auch jetzt noch, als sie ihr zahlreiches Gepäck zusammenfuchten und auf Gelfarren verladen, die ihnen die Weiterreise ins Ungewisse erleichtern sollten.

Da stand er nun also mitten in Afrika und hörte zu, wie Hechte Charles in seiner angemachten Befehlshaberrolle kund und zu wissen that, daß für die Weiber und Kinder ebenfalls noch Plätze auf den Karren vorhanden seien. Die Männer durften also zu Fuß die Wüste durchwandern, denn anders konnte man die sonnendurchglühte Straße, die sich ohne Spur von Schatten unabsehbar durch die mit stacheligem Gestrüpp bewachsene trostlose Ebene zog, nicht nennen. Im Hintergrund lag freilich so etwas wie eine Ortschaft; ein Hausen niedriger Steinhäuser mit flachen Dächern, aus denen ein dünner Turm aufstieg, das Minaret der arabischen Moschee. Außerdem nur einige ver-

kümmerte Bäume mit kleinen Baumkronen wie zerzauste Flederwische — im ganzen eine recht trübselige Landschaft, wenn er sich dagegen seine elsässische Heimat vergegenwärtigte. Trübsinnig grübelnd stand er inmitten des durcheinander irrenden Haufens der Einwanderer, die sich trotz Scheltens und Zankens durchaus nicht zum Zuge ordnen wollten.

Überall schrie man nach den abhanden gekommenen Frauen und Kindern, und als Horneder sich darauf ängstlich nach den Seinen umfah, fand er sie ganz in der Nähe auf einem Weiterwagen hockend, an dem — kaum traute er seinen Augen — Dibold Fritz stand und dem braunhäutigen Fuhrmann eifrig Anweisungen erteilte. Wie der Bliß war er am Wagen und starrte dem jungen Mann, der sich in der Beamtenuniform mit dem breitstirnigen Käppi gar nicht unvorteilhaft ausnahm, verblüfft und wütend in das freundlich lächelnde Gesicht.

„Tien, Papa Horneder, geht's gut?“ fragte Fritz und streckte ihm die Hand entgegen. Unwillkürlich mußte er einschlagen, denn die heimatischen Laute aus dem Munde eines französischen Beamten sprachen gar zu laut zu seinem Herzen. Aber ein Blick auf den Wagen, wo Mapele mit sonnigster Miene neben der vor Hitze fast zerschmelzenden Mutter saß, rief ihm Verschiedenes aus der Vergangenheit zurück.

„Gelt, das könnte euch so gefallen?“ brach er ärgerlich los. „Hier umherzutuschieren, und ich türmele hinterher — à pied, wie ein Korbmacher auf der Reis.“ — Nix da, ihr kommt mit mir.“

Mapeles soeben noch freudestrahlendes Antlitz wurde ängstlich. Wie schuldberührt senkte sie den Blick und nagte an der Unterlippe. Die Mutter hingegen, die froh war, für ihren gewichtigen Körper einen sichern Ruhepunkt gefunden zu haben, fragte erbittert zurück:

„Ja, hör — was meinst denn du, Michel? Bis dato haben wir uns herumgeschoben lassen in aller Welt. Und nun wieder absteigen?“

„Halt uns doch nit unnütz auf!“ mahnte Hechte Charles, und Fritz riet gutmütig: „Kommt, Horneder. Hockt auf bei eurer Frau!“

„Nein, nun grad exprez geh' ich zu Fuß!“ Und ingrimmig seinen Dornstod aufstoßend, stapfte er schweißtriefend hinter dem Weiterwagen her.

Erst nach zweitägigem Wanderleiden erreichten sie Sidi-bel-Cassan, eine Gruppe von arabischen Behmhütten und lustigen Holzbaraden, in deren Mitte sich ein großer Steinbau, die Mairie mit den Regierungsbureaux, erhob. Eine bereits schadhafte Mauer umzog das Ganze. Ein schuppenartiger Holzbau sollte die neuen Bürger der sogenannten Stadt vorläufig beherbergen.

„So, da hocken wir aber just wie die Zigeuner am Boden!“ klagte Frau Horneder beim Anblick der inneren kahlen vier Wände. Eine trübe Stalllaterne beleuchtete ein dichtes Gewühl von Menschen, die Matrasen auf den festgeschlagenen Vehm ausbreiteten, große Koffer auspackten und in gedrückter Stimmung ihre Gefühle austauschten.

Mapele war ganz Beweglichkeit. Um ihre Eltern aufzuheitern, scherzte sie über dies und jenes, indem sie, auf den Knien liegend, mit fieberhaftem Eifer auf dem blau- und weißkarierten Bettzeug herumklopfte, die improvisierten Lagerstätten bereite. Der praktische Naazel schnarchte bereits in einer Ecke. Horneder konnte nicht zur Ruhe kommen. Er witterte seinen Feind, den Dibold Fritz, in seiner Nähe und trat spürend hinaus in die angenehm kühle Nachtlust. Um ein Lagerfeuer, an dem ein kräftig duftender Kaffee zum Abendtrunk bereitet wurde, saß eine zahlreiche Gesellschaft von Wüßern und sonstigen Bürgern des Fleckens. Auch einige Araber in weißen, langen Wollmänteln, die auch den Kopf verhüllten, waren da, die mit ihrer stets gemessenen, aus rauher Kehle kommenden Unterhaltung das innerafrikanische Bild vervollständigten. Michel Horneder fühlte sich von Gott und aller Welt verlassen, die Beute eines wüsten Traumes, der ihn an die Kriegszeit von Siebziger erinnerte, wo er das Feldlager der Turkos auf dem Glacis von Strazburg gesehen hatte. Er verlor den Mut, noch länger die unheimliche Nachtwelt zu durchsuchen. Mochte Dibold Fritz thun, was ihm beliebte, wenn er nur sein Mapele gehen ließ — wozu freilich wenig Aussicht war. Der Lieblingsseufzer seiner Frau trat ihm unwillkürlich auf die Lippen, und nieder-geschlagen wie ein Verurteilter schlich er zu seiner Lagerstatt zurück. Mochte kommen, was da wollte, er mußte schlafen. — Leider ging das nicht so leicht. Eine Unzahl Insekten, deren üble Gewohnheiten ihm etwas ganz Neues aber wenig Erfreuliches boten, ließen ihn alle Augenblicke erschreckt emporfahren.

„Es ist doch ein rechtes Glend mit dem Afrique!“ Dieses Geständnis nahm er endlich hinüber in den ersten Tag in der neuen Heimat.

V.

Der Mißmut in Horneder vertiefte sich täglich mehr, je genauer er bald mit fachverständigem Auge die

Schwierigkeiten erkannte, mit denen die Ansiedler zu kämpfen hatten. Die trockene, alle Lebens- und Arbeitslast lähmende Hitze, die öde, steinige Gegend, aus der doch nie ein elsässisches Nebgelände entstehen konnte. Dazu die dem Konkurrenzneid entspringenden Kergeleien der welschen Rebbauern, die die elsässischen Neulinge einfach als „Prussiens“ und „Citoyen Pumpennidel“ titulierten, und zu guter Letzt die Diebereien der Araber, vor denen kein unbewacht liegendes Werkzeug, kein zum Trocknen aufgehängtes Wäschestück sicher war. Mit dem im Anfang so freundlichen Hechte Charles gab es jetzt Zank und Streit, wo er nur erschien. Der gute Landsmann entpuppte sich als ein Angestellter der französischen Ansiedelungsgesellschaft, der eigentliche Antreiber, der die Elsässer aus der Heimat fortgelockt hatte, um sie hier im Namen seiner „Herren“ bei Festsetzung der Besiedelungsbedingungen offenkundig zu überbieten. Er reiste hin und her, und jedesmal, wenn er wiederkam, hatte sich die Zahl derer vermehrt, die zögerten, die ihnen zugewiesenen Ländereien auch wirklich in Angriff zu nehmen. Da Hechte Charles in Horneder den eigentlichen Rädelshörer der Widersacher ansah, gab es zwischen den beiden einen erbitterten Streit, in dem Horneder zwar Sieger blieb mit der Aufforderung, ihm erst die vor Jahresfrist geliehenen dreihundert Franken zurückzahlen, worauf der andre mürrisch den Rückzug antrat; aber der Stachel saß auch bei dem Sieger fester als gewöhnlich, so daß er ganz gegen seine Gewohnheit die vorwurfsreichen Ermahnungen seiner Frau geduldig anhörte.

Es war in der Abendstunde während der kurzen Dämmerung, die sich über das einsörmige Gefilde legte, bis die Nacht vollends hereinbrach und der klare Mond die weiß schimmernde Straße beleuchtete. An ihrem zu einem Platz erweiterten Ende stand am Thor die Barade, vor deren Thür die Ansiedler sich nach vollendetem Tagewerk zusammenfanden, zu verständigem Gespräch, indes die Mädchen nach heimischer Sitte in langer Reihe Arm in Arm auf und ab wandelten, ihre Herzensgeheimnisse austauschten und deutsche Volkslieder sangen. Mapele saß bei ihren Eltern, neugierig, was der Streit des Vaters mit Hechte Charles noch weiter nach sich ziehen werde.

Als dieser nun sein Herz vollends ausgebrummt, blickte sie, die Hände in die Schürze gewickelt, zur Mutter hinüber, die, schwer gegen die Holzwand gelehnt, auf einer niedrigen Bank saß und bedachtsam den Kopf schüttelte.

„Ja, was ist da zu machen? Wir sitzen hier in der Misere und können doch jetzt nicht fort.“

„So, da will ich doch einmal sehen, wer Meister ist!“ widersprach er.

„Also, geschwind zusammengepackt und das viele Geld weggeworfen, das wir noch übrig haben!“ spottete sie gleichmütig.

Horneder kratzte sich am Kopf und zischte durch die Zähne, als fühle er bereits, wie Hechte Charles ihm den Geldsack aus der Tasche zog. Mapele starrte flimmernden Auges auf die Eltern. Daß sie durch die abenteuerliche Unternehmung, der auch sie so leichtfertig zugestimmt, noch in Not und Glend geraten sollten, krampfte ihr das Herz zusammen.

„Ich wüßte schon jemand, der noch helfen könnte,“ wagte sie zaghaft einzuwerten, bog sich aber gleichzeitig so tief in den Schatten des Hauses zurück, daß man ihr Eröthen nicht bemerken konnte.

„Es ist der Dibold Fritz,“ fuhr sie zögernd fort. „Er ist doch Employierter!“ und hat schon gesagt . . .“

„Was, sonst nix? — Der käme mir recht geschlichen!“

„Aber wenn er einen guten Rat hat!“ fuhr die Mutter auf, doch Horneder schlug mit der geballten Faust auf das Knie und schrie:

„Geht mir doch nur mit dem weg!“

„Aber wenn er uns doch heraushelfen kann — man braucht ja nicht gleich von Hochzeit und Kindtauf zu reden!“

„Pappel nit so dumm Dings, Alte. Wenn du sonst nix weißt, bleiben wir halt hier. Schon schandhalber mag ich nit mehr heim, und wenn ich den Fritz treffe . . .“

„Der ist jetzt gar nit da!“ unterbrach ihn Mapele etwas trozig. „Er ist mit den Soldaten fort, Steuern eintreiben oder was weiß ich.“

„In die Gesellschaft paßt er hinein,“ höhnte Horneder, während seine Frau sich schwerfällig erhob und ihrem Gatten voraus in die Barade ging. Trübselig schlich Mapele hinterdrein. Was sollte wohl werden, wenn der Vater auch hier und noch dazu im Unglück den armen unschuldigen Fritz mit seinen bösen Neben verfolgte? Diese Frage beschäftigte sie noch lange, als sie sich ruhelos auf ihrem Lager hin und her warf.

Mitten in der Nacht schreckten die Schläfer plötzlich empor. Draußen krachte Schuß auf Schuß. Eilige Füße liefen über die Straße, hie und da tönte der machtvolle Ruf zu den Waffen:



Julius Seeth mit seinen fünfundsiebenzig dressierten Löwen. Nach dem Leben gezeichnet von Wilhelm Auhner.

„Aux armes! Aux armes!“ Trommelwirbel und gleich darauf Geschrei, als sei eine Hölle losgelassen.

Vor Schreden starr blickten die Aufgestörten beim Schein der wieder entzündeten Hängelaterne sich gegenseitig in die angstvollen Gesichter.

„Die Araber kommen!“ schrie plötzlich einer, der von außen gegen die Thür hämmerte und fortlief. Dampfes Entsetzen, aus dem sich schließlich ein halbes Duzend der Männer aufraffte.

„Michel, du gehst mir mit weg!“ Und als er sich gewaltsam aus dem eisernen Griff seiner Frau zu lösen versuchte, setzte sie hinzu:

„Aus Wunderthum*) läßt du uns, glaube ich, totschlagen. Wären nur die Legionäre hier geblieben!“

„Und mein Fritz, der bei den Preußen Soldat war!“ setzte Mapele für sich hinzu.

Bald war die ganze Gesellschaft auf den Beinen und drängte in furchtbarer Panik zur Thür, denn einer hatte unvorsichtig geäußert, die Räuber könnten die Barade anzünden. In dichtem Knäuel schob und stieß alles ins Freie und atmete unter dem ruhigen, sternklaren Himmel erleichtert auf, wenn auch der ohrenbetäubende Lärm an der Stadtmauer zunahm. Das Gewehrfeuer wurde von beiden Seiten heftiger. Am Thor lichterleuchtete sich die Dunkelheit von unablässig aufblühenden Feuerstrahlen. Weiße Pulverwolken wallten empor; dazu das gellende „Allah, Allah!“ der Araber, deren flüchtige Kasse, an der Mauer entlang stürmend, dumpf den harten Boden schlugen.

„Ruhe, Besonnenheit — sacré nom de Dieu!“ fluchte Hechte Charles, der mit Mühe seine Leute zusammenhielt. Die Bewohner des Fleckens, an dergleichen Ueberraschungen wohl schon besser gewöhnt, eilten mit dem Gewehr in der Hand die Straße herab auf das Thor zu. An den Fenstern erschienen Laternen und Fackeln und erleuchteten das bewegte Nachtbild. Auch von der andern Seite der Stadt hörte man nun das Geheul der Angreifer, das Krachen von Schüssen.

„In die Mairie! — in die Mairie!“ schrie ein Mann, der mit geschwungenem Gewehr herbeislog.

„Jetzt aber ein bißchen alle zusammen!“ mahnte Hechte Charles, und leuchtend und trabend setzte sich der Haufen der Geängstigten unter herzerreißendem Geschrei der Frauen gegen das große Gebäude in Bewegung, das, im Viertel um einen Hof gebaut, genügenden Schutz bot. Ordnungsgemäß zogen sich die Verteidiger zurück, gefolgt von den Arabern, die mit ihren weißen Mänteln in ganzen Horden über die geborstenen Mauern, durch das geprengte Thor drangen. Ein Heer von raubjüchtigen Gepsenstern schien sich über die Stadt ergossen zu haben und erfüllte die Luft mit dämonischem Geheul, als ihnen die wohlbesetzte Mairie mit krachenden Salven Halt gebot. Da flammte es rechts und links auf. Die neuen Häuser der Ansiedler, die große Barade brannten hell auf in die Nacht hinein, das Mairiegebäude in rotes Licht tauchend. Drinnen wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Schreien, Jammern an allen Ecken, dazwischen zur Ruhe mahnend die kräftige Stimme des Maires, eines ehemaligen Gendarmerieoffiziers, der seinen schwierigen Posten mit lobenswerter Sachkenntnis ausfüllte. Auch die neuen Bürger, die die guten Eigenschaften des Herrn Kapitäns Deroche noch nicht kannten, fügten sich willfährig seinen Anordnungen.

Horneder hegte für den Mann, der über eine wunderbare Fülle französischer und arabischer Flüche verfügte, die größte Hochachtung, erfreute er und seine Familie sich doch auch jetzt noch im allgemeinen Wirrwarr seiner besondern Aufmerksamkeit. Er fand sogar Zeit, Mapele freundlichst in die Wangen zu kneifen, wobei er ein Auge zudrückte und mit dem andern gar vergnüglich blinzelte. Mapele fand hierin nichts Anstößiges, da sie wußte, daß der Maire Fritzens Vorgesetzter und persönlicher Freund war.

Die Nacht verging, die Sterne verblichen, und eine merkwürdige Kühle durchzog das Haus, um dessen Mauern der Kampf jetzt ruhte. Die Araber hatten sich zurückgezogen und erwarteten wohl, daß der Hunger die Eingeschlossenen bald zur Uebergabe zwingen werde.

Im Hofe waren große Feuer entzündet, an denen die Belagerten sich erwärmten und den Zwieback verzehrten, von dem ein kleiner Vorrat gerettet worden. Kapitän Deroche war ziemlich sorglos. Er rechnete auf Entsatz durch die Compagnie der Fremdenlegion, die am selben Tage noch eintreffen mußte.

„Was wollt ihr, liebe Mitbürger,“ tröstete er die Kleinmütigen; „Krieg ist Krieg und der Frieden hier in der Nähe der Sahara nicht immer sicher.“

Horneder rieb sich nicht ganz ohne Schadenfreude die Hände.

„Es ist nur gut, daß ich mich hier nicht angelauft und mein Geld in Brennholz für die schwarzen Epithuben angelegt habe. Wir ziehen wieder heim ins Elfsädel, das ist mal sicher.“

Deroche ließ sich diese deutsch gesprochenen Worte übersehen; dann sagte er kalt bedauernd:

„Es ist schade, daß Ihr nicht bleiben wollt, aber hoffentlich laßt Ihr die Tochter hier.“

„Wie, hierlassen — mein Mapele?“

„Nun, sie ist doch mit Monsieur Dibold verlobt, oder nicht?“

„Nein, gar nit — du tout — du tout.“ Horneder fuchtelte ausdrucksvoll abwehrend mit beiden Armen. „Von dem wollen wir jetzt doch nit reden — o nein, Mapele kommt mit!“

Er lachte gezwungen und blickte etwas bekümmert auf den großmächtigen Maire, der mit gespreizten Beinen am Feuer stand, die Hände in den Hosentaschen. Er schielte den Bauer von der Seite an, und sein vom schwarzen Knebelbart umschatteter Mund spitzte sich zu leisem Pfeifen. Ehe er jedoch antworten konnte, kam ein Bürger herbeigeeilt, der auf dem Dach Ausguck gehalten. Er meldete den Anmarsch der Fremdenlegionäre, die er in der Ferne erspähte.

„Vive la France!“ dröhnte brausender Jubel durch den großen Thorbogen, der vom Hofe nach außen führte. Mit lustigem Horngeschmetter rückte die Fremdenlegion ein, bei deren Nahen die arabischen Räuber sich auf ihren flinken Rossen eilends davongemacht hatten. Aus den Reihen der Soldaten trat Fritz Dibold, der sofort von Reugierigen umringt wurde. Horneder allein rührte sich nicht. Er sah nur lauernd auf Mapele, auf deren Antlitz die helle Freude glänzte.

„Alles wohl, Horneder?“ fragte Fritz, der wohl meinte, die überstandene Nacht voller Gefahren habe den Vater der Geliebten milder gestimmt.

„Ei natürlich — mir ist ganz gut!“ gab der Alte unfreundlich zurück. „Wir haben halt mal schlecht geschlafen, was ist jetzt das?“

„Ah so — ich denke, es war nahe genug am Halsabschneiden. Die Araber machen nit viel Federlesens.“

„Ah — geh doch. Viel Getrommels und wenig Soldaten. In acht Tagen — daheim haben wir das alles vergessen — und dich mit, ja, ja, verlaß dich nur drauf.“

„Wenn's wahr ist. Ihr könnt Euch auch trompiern, Horneder!“

Fritz wandte sich empört ab. Er war sich bewußt, das Seinige dazu beigetragen zu haben, den Führer der Legionscompagnie zu schleunigster Rückkehr zu bestimmen, als man das Dorf des Araberstammes, bei dem die Steuern gewaltsam eingefordert werden sollten, verlassen fand, alle Vorräte versteckt, ein sicheres Zeichen, daß die Araber sich auf einen Kriegs- oder vielmehr Raubzug begeben, der auf Umwegen auch gegen das schuplose Sidi-bel-Hassan gerichtet sein konnte. Nun er es fertig gebracht, die Bedrängten zu erlösen, wurde er von Horneder so undankbar empfangen. Halb verzweifelt suchte er seinen Freund, den Maire, auf, und wenn dieser auch im Augenblicke vollauf beschäftigt war, hörte er Fritz doch an, und seine Stirn legte sich in bedenkliche Falten.

„Daß mich nur machen, Frederik,“ sagte er endlich. „Diese Tête carrée will ich umformen, wie du es haben willst. Ich habe mich schon geärgert, als er die andern auslachte, die alles bei dem Ueberfall verloren.“

Bald darauf näherte sich Deroche unbefangenen Horneder, der ungeduldig über die Verzögerung des Abzugs allerlei zu benörgeln fand.

„Das ist mir doch eine famose Zucht hierzulande,“ hehte er die Umstehenden auf. „Unsre Barade soll gänzlich niedergebrannt sein. Adieu, meine Koffer und guten Betten...“

„Da habt Ihr schon recht!“ warf Deroche ernsthaft ein. „Ihr werdet sogar noch mehr hier lassen müssen.“

Horneder machte ein verblüfftes Gesicht. Seine Nasenspitze wurde weiß. Wollte man ihm gar noch das Portemonnaie aus der Tasche ziehen? Der Maire hatte sich gebückt und fischerte in den verlöschenden Kohlen herum, um noch einige Funken für seine Zigarette zu finden. Dabei schielte er unmerklich zu Mapele hinüber, die ihn mit großen Augen forschend anblickte. Es schien ihr, als zude es eigentümlich aufzuunternd um Deroches bewegliche Nasenflügel.

„Was soll denn das bedeuten, Herr Maire — mehr hier lassen?“

Deroche blickte den geängstigten Horneder mit furchtbar düsterer Miene an. Das Emporziehen der Augenbrauen grub in die braune Stirn dicke Falten.

„Mit unserm Siege über die Räuber ist es so — so!“ äußerte er kopfweinig und blickte vorsichtig um sich, als wolle er das Geheimnis nicht aller Welt preisgeben. „Sie liegen noch draußen vor der Stadt und erwarten neuen Zuzug. Wahrscheinlich giebt es einen allgemeinen Aufstand im Lande. Wir sind in einer sehr schlimmen Lage und haben nur die Erlaubnis zu freiem Abzug erhalten.“

„Also — nur fort, fort bis ans Meer!“ frohlockte Horneder aufatmend.

„Pst!“ mahnte Deroche und neigte sich an sein Ohr. „Wir dürfen nur die Frauen und Kinder mitnehmen. Alle erwachsenen Mädchen bleiben als Gefangene bei den Schwarzen.“

Aus Horneders Kehle rang sich ein ersticker Laut.

„Mein Mapele —“

„Muß als Deute mit den Arabern ziehen. Vielleicht nimmt der Ahmed-ben-Kader, ein alter würdiger Scheik, sie in seinen Harem. Aber wer weiß...“

Horneder war starr. Sein geistloser Blick war auf die Tochter gerichtet, die von ihrem schrecklichen Schicksal keine Ahnung hatte. Während alles, der Hof, die vielen Menschen im Kreise um ihn zu tanzen schienen, sah sie da, ruhig wie ein Opferlamm. Er blickte hilflos auf den Maire, der erschrecklich dicke Wollen aus der Zigarette sog. „Ich wollte, sie wäre verheiratet!“ stöhnte er.

„Sie ist es aber nicht!“ gab der Maire dumpf zurück und wandte sich ab, um dem herantretenden Offizier der Legionäre Rede zu stehen.

Horneder schwihte Blut und Wasser. Er zupfte den Maire am Ärmel, der nur über die Schulter schaute und weiter sprach. „Mein lieber, guter Herr Maire — auf ein bißchen nur!“

„Was beliebt denn noch, guter Freund?“ Zutraulich legte Deroche ihm die Hand auf die Achsel und führte ihn abseits.

„Ich — ich will ja alles gern zahlen —“ er langte schon nach der Tasche — „Ihr als Maire könntet doch sagen, sie wäre eine verheiratete Frau!“

Deroche blieb stehen und blickte ihn von oben herunter an. „Sie verlangen von mir eine Vüge im Amt — das ist doch stark, guter Freund!“

Wieder stand Horneder allein in seiner Verzweiflung.

„Auf der Straße liegen Tote, denen die Araber den Kopf abgeschnitten haben,“ hörte er hinter sich sagen. „Wir sollen nicht eher heraus, bis alles weggeräumt ist. Auch Frauen haben die Schwarzen mitgeschleppt. Natürlich konnten sich in der Nacht nicht alle schnell genug flüchten.“

Horneder fühlte den Boden unter sich wanken. Aber dort stand ja der einzige, der helfen konnte — der Maire. Er krallte sich krampfhaft an seinen Arm.

„Mapele muß heiraten — sofort!“ ächzte er.

„Wen denn? — Einen der Legionäre? — Die dürfen nicht als Soldaten!“

Horneder drückte die herabhängende Faust zu, als müsse er einen bösen Geist niederhalten.

„Nein — nicht die — ich meine den Dibold Fritz. — Er ist doch ein rechter, braver Burck!“

VI.

Mit sehr leichtem Gepäck saß die Familie Horneder auf einem Leiterwagen, der, mit vier Maultieren bespannt, noch am selben Tage nach Norden abfuhr. Ein Detachement Soldaten, das eine Anzahl verwundet zurückgebliebener Räuber dem Gericht in der Provinzhauptstadt überliefern sollte, gab sicheres Geleite. Fritz durfte sein Mapele begleiten und sah neben ihr Hand in Hand. Horneder blickte trüb, und sein Herz klopfte ängstlich.

„Hör, Fritz —“ er bog sich zu ihm herüber — „wenn die Araber nun doch lesen können und aus dem Zettel, den der Maire geschrieben hat, sehen, daß ihr nur erst aufgebeten und noch nicht geheiratet sind...“

„Ach, die Araber werden wohl schon abmarschiert sein,“ wehrte dieser die Bedenken ab und sah zur Seite. Der dem Alten gespielte Betrug machte ihn doch ein wenig schamhaft.

„Du alter Dummkopf!“ pläzte jetzt die Mutter los, die ihre Zunge und den eignen Scharfsinn unmöglich länger zurückhalten konnte. „Daß sie dich wieder mal angeführt hätten, dachte ich gleich. Hast du denn Schwarze am Thor gesehen? Ich nit!“

„Ich auch nit!“ gestand er. „Aber wenn sie noch kommen?“

„Für das haben wir ja die Soldaten!“ Und sie wies auf das Häuflein Legionäre, die mit ihrer schweren Bedeckung, den Nacken durch einen vom Käppi niedergebundenen weißen Lappen gegen die Sonnenstrahlen geschützt, mühselig durch den glühenden Staub der Straße wanderten, ihre Gefangenen gefesselt in der Mitte des Zuges mit sich führend. „Arme Raibe sind es doch, das ist jetzt ein Thun!“ fügte sie gutmütig bedauernd hinzu.

Horneder hörte nicht darauf. Was gingen ihn die Soldaten an? Aber der Streich, den ihm der Maire von Sidi-bel-Hassan gespielt, wurnte ihn, daß es anfang, in ihm zu kochen. War er nur darum nach Afrika gegangen, um den Dibold Fritz als Tochtermann heimzuholen?

„Weißt du, Fritz,“ fuhr er plötzlich aus seinem dumpfen Grübeln auf. „Ich hätt' gerade Lust, den Aufgebotzettel zu verreißten und dich zu deiner netten societé zurückzuschicken. Du hast mich angelogen, weißt du das?“

„Ich? Denk nit daran! Hab' ja gar nit mehr mit Euch gewollt.“

„Aber doch das Mapele heiraten!“ zischte Horneder. „Ihr habt es mir ja angeboten durch den Maire. Ist es Euch wieder leid, so machet ihm deswegen Reprochen. Er hat Euch die Geschichte von dem Scheik

*) Reugierde.

Ahmed-ben-Rader vorgeschwindelt. Möglicherweise hatte er wieder zu viel Absinth getrunken. — Ihr könnt ja umkehren und ihn selber fragen!"

"Was, ich zu dem Scheit gehen? — Merci pour ça." Mayele hatte dem Streit mit aufmerksam hin und her wandernden Augen zugehört und schon die Zungen- spitze zwischen die Lippen vorgeschoben, um im rechten Augenblicke redelustig einzugreifen. Als der Vater nun wieder stumm und mismutig in die von der Sonnenhitze flimmernde Ferne hinausstarrte, äußerte sie — laut genug, um auch von diesem verstandenen zu werden, sich dabei fest an den bedrohten Geliebten schmiegend:

"Hör, Fritz, wenn der Pappe dich jetzt fortschicken will, geh' ich mit und bleibe beim Maire, bis er uns ganz kopuliert."

Gegen Deroches Autorität noch einmal anzukämpfen, schien Hornecker doch nicht mehr ratsam.

"Ich will euch schon zeigen, wer Meister ist," posterte er wieder los. "Und das sag' ich dir, Fritz, von Hierbleiben ist gar keine Red'. Wenn du deinen Platz nit quittieren willst und kommst nit nach Verolsheim zurück..."

"Will's ja gar nit anders," gab Fritz lachend zurück. Der Zug bewegte sich stetig vorwärts, und das glückliche Pärchen empfand in der Wärme der treu füreinander schlagenden Herzen wenig mehr von der Hitze des Tages.

Als die Familie in Algier vom Bahnhof sofort an den Hafen eilte, hörte Hornecker zu seinem Erstaunen, daß der nächste Dampfer erst in drei Tagen nach Marseille abgehe. Scheltend über "diese Niederlichkeit, die man ja nicht einmal auf der Eisenbahn antreffe," bezog er ein Hotel, wenn sich auch sein Herz zusammenkrampfte bei dem Gedanken an seine noch übrigen Zwanzig-Frankenstücke, von denen nun gewiß noch einige schmelzen mußten — und ohne allen Nutzen: "Nur weil gar keine Ordnung mehr in Frankreich ist seit dem Krieg. Früher ist mir so etwas nie arriviert!"

Seine Frau schob in beweglichem Mienenpiel die Unterlippe vor. "Ja, siehst, das kommt vom Auswandern. Du bringst mich nie wieder auf die Reis!"

"Das hilft jetzt alles nichts. Ich muß auch noch ein Fäßel Afrikanerwein mit heim nehmen, um meine Wette zu zahlen. Ja, schlag nur die Hände zusammen, Alte — ein Mann, ein Wort!"

"Na, meinetwegen auch zwei!" ächzte sie resigniert und sah wortlos zu, wie er sich zum Ausgehen rüstete.

Man wartete lange auf seine Heimkehr. Frau Hornecker war keineswegs gewillt, wegen "dem alte Bagabond" das Nachsteffen aufzuschieben, und Fritz wollte sich eben aufmachen, den Vermigten zu suchen, als er eintrat, den Hut im Genick, mit dem Rodarmel die triefende Stirn trocknend. Er warf sich auf einen Stuhl und bewegte heftig nidend das dunkel gerötete Haupt.

"So, jetzt ist alles fort, nun können wir zu Fuß heimkehren. Geld hab' ich keines mehr — noch so zehn oder zwölf Sous." Und leise wimmernd brachte er einige kleine Münze ans Tageslicht.

"Aber Jesus Maria, was ist denn das jetzt wieder?" fuhr seine Frau vom Sitz auf, weit mehr erzürnt als erschreckt über seinen traurigen Seelenzustand. "Heißt man das Wein faulen?"

Er machte einen kräftigen Aufstieb mit der Faust, als wolle er einen unsichtbaren Feind niederschmettern.

"Wein — hab' ich ja gar keinen — aber auch kein Geld. Sechshundertvierundzwanzig Lire haben mir die miserablen Kerle abgeschwindelt, so richtige Bauernfänger, wie der deutsche Konsul mir gesagt hat. Siehst du, Alte, das ist ein rechter Mann. Zu dem hätten wir gleich gehen sollen, als wir hier ankamen, dann wär' das alles nit arriviert!" Und wütend starrte er seine Frau an, als wolle er ihr die ganze Verantwortung für seine Unglücksreise aufbürden.

"Aber, Pappe, was ist denn, verzähl doch nur!" schrie Mayele, ihn heftig am Arm schüttelnd.

In stummem Schmerz bewegte er das sorgenvolle Haupt und begann, die Augen auf den zum Nachsteffen gerichteten Tisch geheftet:

"Ja, wenn der Herr Konsul nit wär', könnten wir jetzt getrost den Magen bürsten, statt zu essen. — Ach was, von dir will ich nit bezahlt haben," unterbrach er Fritz, der hiergegen protestieren wollte. "Also — ich komme gut's Wuts in ein Débit de vin wegen dem Afrikaner und — was weiß ich — treffe da eine Gesellschaft Welsche, die machen allerlei dumm Dings, Kunststückels, und einer meint, er könne jedes Geldstück erraten, das man heimlich unter einen Teller lege. Das Ding ist gut. Ich seh' auch und gewinn' und gewinn' noch einmal, und dann seh' ich zwanzig Franken auf einmal, und da geht's los — und, eh bien, in Zeit von einer halben Stunde hab' ich nit mehr, und wie ich aufbegeh', kommt der Wirt und heißt mich einen Lügner — enfin, einer von den Welschen schlägt mir auf den Backen und stellt mich hinaus auf die Gasse."

"Aber, ums Himmels willen, giebt es denn da gar keine Polizei?" fragte Frau Hornecker, beide Arme gen Himmel redend.

"Wegen was denn net?" fuhr der Unglückliche fort. "Ich laß' mich zum Commissaire führen, kann ihm aber natürlich nit sagen, in welcher boutique ich gewesen, versteh' ihn überhaupt nit halber mit seinem Bedenwelsch. Nur das hab' ich behalten, daß er sagt, wir Elässer gingen ihn gar nichts an. Wir sollten uns nur an den ditschen Konsul wenden, wenn wir kein Geld mehr hätten. Ja, einen guten Rat gab er mir noch, den will ich mir doch zeitlebens hinter die Ohren schreiben. Wißt ihr, wie es lautet bei den netten Herren Franzosen? Allez dans votre pays, gratter la terre!" — So ist es jetzt gemeint mit uns arme Raibe von Elässern." Und mit Thränen der Wut im Auge schlug er die Faust auf den Tisch, daß die Teller klirrten.

In düsterem Schweigen ihr Mahl verzehrend, hörten die andern zu, wie er von dem deutschen Konsul, "mit dem er sich einmal wieder ordentlich verständigen konnte", freundlich aufgenommen und mit dem Versprechen entlassen worden sei, daß man ihm die zur Rückreise nötige Geldsumme vorschießen wolle.

"Ich wußt', ich könnt' unser Münsterzippel noch einmal lebendig wiedersehen, mich brächt' kein Lokomotiv mehr zum Eläss' heraus!" leuchtete Frau Hornecker, als sie endlich die Gabel niederlegte. "Siehst, Raazel, das laß' dir eine Warnung sein für all dein Lebtag!"

Der Bursche grinst im stillen Gelübde und warf einen scheuen Blick auf den Vater, der kein Wort mehr hatte zur Verteidigung. Mit rührender Geduld ließ er alle Vorwürfe auf sich niederprasseln.

VII.

Der dicke Wirt in der elässischen Kreisstadt hatte bereits den Kranz von Reblaub über die Haustür gehängt, zum Zeichen, daß der Neue zum Versuchen bereit stehe, da sah Michel Hornecker wieder an der gewöhnlichen Tafelrunde des Markttages. Mit beiden Ellenbogen auf den Tisch gestützt, lächelnd er mit dem jüngsten heimatischen Gewächs und erzählte die Abenteuer seiner Forschungsreise.

"Daß dem Hechte Charles nicht zu trauen war, hab' ich ja gleich gewußt, o je — wollte mich nur mit eignen Augen überzeugen. Selbst ist der Mann! Mit Frankreich und diesem ganzen Afrique, nir als Bauernfängerei sage ich euch!"

Er gebrauchte das Wort, dessen Bedeutung er jüngst zu eigenem Schaden kennen gelernt hatte, mit besonderer Vorliebe. Seine Zuhörerschaft schwieg, nur der dicke Gustel spitzte den Mund zu feinsinnigem Lächeln und sagte: "Ja, wie ist mir denn? — Wir haben, glaub' ich, ein Fäßel Afrikanerwein zu gut."

"Ach, laß' mich doch mit dieser roten Brüh' in Ruh'," suchte Hornecker seine Verlegenheit zu bemänteln. "Ich sag' dir, ein Schöppel von unserm..."

"Oho, nir da — verspielt ist verspielt. Auf deiner preßierten Rückreis' hast du wohl den Einkauf vergessen?" So tönte es durcheinander.

"Von dem wollen wir jetzt aber doch nit reden," kam Dibold Fritz seinem Schwiegervater zu Hilfe. "Wenn es den Herren gefällig ist..." Er stand auf und sprach mit dem Wirt.

"Ich mag ihn nimmer!" rief Hornecker entrüstet, als man ihm ein Glas des dunkelroten Tranks vorsetzte. "Hab' meiner Seel genug bekommen davon. Wenn ich noch einen andern Tropfen in den Mund nehme als Elässischen, so..."

Da ging die Thür auf, und Mayele trat in das Gastzimmer.

"Oho, da ist auch unser Rausfellele wieder!" schrie der Dide. "Ich hab' schon gemeint, so ein schwarzer Araberbursch hätte sie weggepußt."

"Ja, um davon zu reden — viel hätt' nit gesehlt, wenn ich nit dabei gewesen wäre, wer weiß..." prahlte Hornecker mit ernsthaftester Miene.

"Komm, Pappe, wir wollen heim!" drängte Mayele, nachdem sie allen die Hände gedrückt und die mehr oder weniger zarten Glückwünsche zur Verlobung eingeheimst hatte.

"Was heim?" tönte allerseits der Widerspruch. "Er muß erst noch erzählen — die Geschichte mit deinem Araberschach..."

"Fahr du nur heim mit deinem Bursch!" gebot der Vater. "Ich komm mit der Eisenbahn!"

"Ja, den Nachmittagszug kennen wir schon," entgegnete sie leuchtend. Widerwillig ließ sie sich von Fritz hinausführen an den Wagen vor der Haustür. "Gott, wenn der Älteste nur nit wieder Plan' macht!" äußerte sie aufsteigend.

"Laß' ihn nur — ins Affenland geht er nimmer, ich garantier' dafür — allez hopp, Brauner!"

Er schnalzte mit der Zunge und schüttelte die Zügel. Der Wagen rasselte über den Marktplatz, und Mayele sah stolz und glücklich neben dem Hochzeiter auf dem Rutschboden, daß die langen Schleifen ihrer Bändelskappe im Winde flatterten.

*) Geht in euer Land und baut den Acker.

Julius Seeth mit seinen fünfundzwanzig dressierten Löwen.

(Bild S. 544 u. 545.)

Im Circus Schumann, der gegenwärtig in Prag Vorstellungen giebt, übt der Dompteur Julius Seeth mit seinen fünfundzwanzig dressierten Löwen die größte Anziehungskraft auf das Publikum aus. Die Darbietungen dieses Löwenbändigers sind um so bemerkenswerter, als sie nicht im Käfigwagen, sondern in der geräumigen Manege des Circus stattfinden, die freilich zur Sicherheit der Zuschauer kurz vor dem Auftreten der Wästenkönige mit einem fest vernieteten und durch Schrauben aneinander gefügten großen Gitter umgürtet wird. Ueber seine interessanten Erlebnisse teilt Herr Seeth folgendes mit:

Ich habe am 9. Februar 1863 zu Kollmar in Oststein das Licht der Welt erblickt. Sowohl mein Vater als auch, soweit erinnerlich, meine sonstigen Vorfahren waren Seelente, die auf den Gang von Seehunden, Robben und Waltschen nach Grönland fuhren; auch meine Brüder haben sich sämtlich dem Seemannsberuf gewidmet. Im Frühjahr 1881 trat ich meinen jetzigen Beruf als Eleve der Hamburger Firma W. Hagenbed an. Ich begann mit der Bändigung von Bären, Wölfen und Hyänen, ging jedoch sehr bald zur Abrichtung von Löwen über, und schon im Frühjahr 1882 befand ich mich mit fünf Löwen und einer Ulmer Dogge auf Reisen in Rußland. Diese Gruppe wurde nach und nach vergrößert, und bereits im Jahre 1885 hatte ich acht Löwen und eine Dogge; mit diesen bereiste ich ganz Europa. Meine Löwengruppe war die effektivste, die damals überhaupt existierte; wahrscheinlich wird eine solche wohl auch nie wieder zur Schau gestellt werden, da die jener Zeit übliche Art der Arbeit heute als veraltet gilt. Die Vorführung geschah nämlich damals im Käfigwagen, wie man es gegenwärtig wohl nur noch in Menagerien sieht.

Ende 1891 brach ich mit dieser Löwennummer ab und verlegte mich fortan auf die fogen. neue Dressur, die Freiheitsdressur. Ich begann die neue Methode mit zwei Löwen, zwei Ponies und zwei Hunden, die ich in Lübeck dressierte und im Sommer 1892 mit auf Reisen nahm. Nach und nach vergrößerte ich diese Gruppe; schließlich führte ich im Jahre 1895 schon zwölf Löwen vor. Mit diesen bereiste ich fast ganz Europa und erregte überall größte Sensation. Im Sommer 1897 gastierte ich mit dem Circus Albert Schumann in Zürich, wo ich die Bekanntschaft des abessinischen Staatsministers Jig machte. Auf dessen Veranlassung erhielt ich vom Negus Menigiti Menelik II. eine Einladung nach dessen Residenz Adis-Ababa. Es wurde mir gleichzeitig die Mitteilung, der Negus habe zwölf Löwen einsparen lassen, die mir als Entschädigung für die Reise angeboten wurden. Ohne mich lange zu besinnen, faßte ich den Entschluß, der Einladung zu folgen. Anfang März 1898 verließ ich Europa und reiste mit dem Dampfer von Marseille über Port Said und Suez nach Djibouti, dem Hauptort der französischen Somalilüste. Dort erwartete mich eine Eskorte Meneliks, die für meine Sicherheit zu sorgen hatte. Die Reise von Djibouti ging in Karawane durch das Land der Somali, Dantali und Galla hinein nach Abessinien, wo ich am 21. April nachmittags in Meneliks Residenz Adis-Ababa eintraf. Nicht wenig war ich erstaunt, zu sehen, daß der Kaiser statt, wie mir mitgeteilt worden war, zwölf Löwen deren achtundzwanzig hatte einsparen lassen. Se. Majestät äußerte den Wunsch, einen dieser Löwen dressiert zu besitzen. Des Kaisers Wunsch war Befehl. Ich ging also sofort an die Arbeit, und in elf Tagen hatte ich nicht nur einen, sondern drei Löwen so weit dressiert, daß ich sie dem Herrscher vorführen konnte. Durch dieses Kunststück in Staunen versetzt, schenkte der Monarch mir als Belohnung alle achtundzwanzig Löwen, die ich nach meinem fünfmonatigen Aufenthalt in Adis-Ababa nach Europa mitnahm; hier bilden sie jetzt die Mehrzahl meiner Gruppe.

Alpine Rettungssationen.

(Bild S. 532.)

Seitdem das Erstklettern von Hochgebirgsgipfeln zu einem so ungemein beliebten Sport geworden ist, nimmt die Zahl der Unglücksfälle in den Alpen mit jedem Jahre zu. Einmal wagen sich trotz aller Abmahnungen auch ganz Ungeübte auf schwierige Berge, oft genug sogar ohne Führer und ohne entsprechende Ausrüstung, dann aber ist mit diesem alpinen Sport naturgemäß immer eine gewisse Gefahr verbunden, und auch der Geübteste kann im Hochgebirge unter Umständen das Opfer einer gar nicht vorherzusehenden Katastrophe werden. Bis vor wenigen Jahren hing es noch vom Zufall oder von dem guten Willen der Bergbewohner oder gerade in der Nähe befindlicher Touristen ab, ob und wie man in solchen Fällen den Verunglückten zu Hilfe kam. Gegen Ende des Jahres 1897 wurde aber die Alpine Rettungsgesellschaft mit dem Zentralsitz in Innsbruck ins Leben gerufen, deren Zweck schnelle, sachkundige und ausreichende Hilfeleistung bei alpinen Unglücksfällen ist, und die ihren Wirkungskreis über das gesamte Gebiet der Ostalpen auszudehnen beabsichtigt. Die Leitung und Geschäftsführung dieses Verbands liegt in den Händen eines sachkundigen Ausschusses; seine aktiven Mitglieder sind erfahrene und mit dem betreffenden Arbeitsgebiet vertraute Alpinisten, die sich verpflichten müssen, jeder Rettungsaufforderung unverzüglich Folge zu leisten, wenn kein unüberwindbares Hindernis vorliegt. Ihr Amt ist ein Ehrenamt, und nur die baren Auslagen werden ihnen zurückerstattet. Die eigentlichen Vorposten der Rettungsgesellschaft sind die Vertrauensmänner: Bergführer, Träger, Inhaber und

Bewirtschafter der höchst gelegenen Einzelhöfe und Schutzhütten, Jäger und Kleinrenten. Sie müssen zuerst Hilfe zu leisten suchen, die nächste Rettungssituation verständigen und nötigenfalls weitere Unterstützung von ihr verlangen. Diese Vertrauensmänner haben nicht bloß Anspruch auf Ersatz ihrer Auslagen, sondern auch auf entsprechende Entlohnung für ihre Mithilfe im Nachrichten- und Rettungsdienst; auch sind von den Verunglückten oder deren Hinterbliebenen die gemachten Aufwendungen zurückzuerstatten. Durch das Entgegenkommen der höchsten Verwaltungsbehörden wurden sämtliche Gendarmerieposten, das Forst-, Jagd- und Finanzpersonal sowie die Mitglieder der Ortsfeuerwehren in den Dienst der Gesellschaft gestellt und angewiesen, von jedem zu ihrer Kenntnis gelangenden alpinen Unglücksfall sofort die nächste Rettungssituation zu verständigen. Solche Rettungssituationen sind bisher bereits an zahlreichen Punkten errichtet worden, die ihrer Lage nach als Mittel- und Ausgangspunkte touristischer Unternehmungen gelten können. Unser Bild zeigt uns eine Gruppe von mutigen Männern, die sich von einer derartigen Rettungssituation im Gletschergebiet auf die Suche nach verunglückten Touristen begeben haben. Hoffentlich kommen sie nicht zu spät, um noch wirksame Hilfe bringen zu können.

Das Thränenfrüglein.

(Bild S. 549.)

Der Totengel ging über das Land,
Ein Mägdlein faßt' er an seiner Hand.

Ihr einziges Kindlein, ihr letztes Glück —
Es zwang kein Beten die Hand zurück.

Drei Tage lag es so weh und krank,
Bis müd sein Köpfchen ins Kissen sank.

Nun liegt es draußen am stillen Ort,
Wie kalt sein Bettchen, wie einsam ist's dort.

Drei Tage die Mutter heiß durchweint,
Drei Nächte, in die kein Sternlein scheint.

Nun über die Tasten ihr Finger geht,
Sein Lieblingslied war es, sein Nachtgebet. —
Was kommt still geschritten ins Stübchen herein,
Ummoben von himmlischen Lichtes Schein?

Ihr Mägdlein ist es, in Weiß gehüllt,
Im Händchen ein Krüglein, fast vollgefüllt.

Und leise spricht es: Wein nicht mehr um mich,
Der Engel der Trauer ermahnet dich!

Von ihm in diesem Krüglein geeint
Die Thränen all sind, die du mir geweint.

Und fließt es über, 's ist an der Zeit,
Nicht Ruh' wird mir droben, nicht Seligkeit.

Gespielen sind mir ja Engel hehr;
Lieb Mütterchen, geht, du weinst nicht mehr! —

Das Mägdlein entschwand, den Seligen zu,
Zu Himmelsfrieden und Himmelsruh'. w.

Der Bosh von Caroomba.

Von

Ernest William Hornung.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von
Mathilde Beck.

Sechstes Kapitel.

Funshundert Pfund Sterling.

„Und wie heißen Sie mit Ihrem Taufnamen, Mr. Engelhardt?“ fragte Naomi.

„Hermann.“

„Hermann Engelhardt! Das ist ein schöner Name. Wie gut wird er sich in den Zeitungen ausnehmen!“

Der Klavierstimmer schüttelte den Kopf.

„Er wird niemals hineinkommen,“ sagte er traurig.

„Unförm!“ rief das Mädchen aus. „Und Sie haben mir doch von den vielen großen Dingen erzählt, die Sie eines Tages zu thun gedenken! Sie werden sie alle zur Ausführung bringen, sobald Sie erst wieder in England sind. Ich wette meinen letzten Dollar auf Sie.“

„Ja, aber es dreht sich darum, ob ich überhaupt je zurückkehren werde.“

„Nun, aber natürlich.“

„Ich habe eine Vorahnung, als ob es anders kommen würde.“

„Seit wann denn?“ forschte Naomi in freundlichem Tone, der jedoch nicht ganz frei war von Spott.

„O, mehr oder weniger habe ich dieses Gefühl immer.“

„Dann hatten Sie es heute morgen sehr viel weniger, als Sie mir erzählten, daß Sie nach Hause gehen und dann in Leipzig studieren und wer weiß was alles thun wollten, wenn Sie erst das nötige Geld verdient hätten.“

„Ich glaube aber nicht, daß ich das je werde.“

„Da hört doch alles auf!“ rief Naomi, indem sie ihn für den Augenblick voll Verzweiflung aufgab. Sie fuhr jedoch fort, ihn anzublicken, wie er, in seinem

Sessel aus Weidengeflecht liegend, mit hoffnungslosen, dunkeln Augen geistesabwesend auf die fernen, blaugrünen Baumgruppen starrte, die den blendenden Sand von dem wolkenlosen Himmel trennten. Sie saßen auf der Veranda, die nicht in den großen Hof, sondern in das weite Flachland schaute, weil diese des Nachmittags Schatten hatte. Das Silber war wieder ordnungsgemäß eingepackt und sorgfältig verschlossen worden. Was die Morgengäste anbetraf, so dachte Naomi nicht mehr an sie und ebensowenig an ihre Unverschämtheit. Ihr gegenwärtiger Gefährte erlaubte jedoch nicht, daß sie die Angelegenheit ganz vergaß. Ihn wurmte der Vorfall unbeschreiblich; und sein Selbstvertrauen war bis auf die letzte Spur entwichen. Demgemäß kam er immer wieder auf die alte Geschichte und die wenig ruhmvolle Rolle, die er dabei gespielt, zurück, und zwar mit einer Beharrlichkeit, die Naomi bei jedem andern im höchsten Grade verdrossen hätte. Bei ihm gefiel es ihr ganz gut. In ihrem Schoße lag ein Buch. Es interessierte sie jedoch nicht halb so wie das menschliche Buch im Weidenstuhl an ihrer Seite. Sie behandelte die Sache mit voller Offenheit.

„Sie sind der interessanteste Mensch, der mir je im Leben vorgekommen ist,“ war ihre nächste Bemerkung.

„Das kann ich mir nicht vorstellen.“

„Dennoch ist es so. Wissen Sie auch, warum Sie so interessant sind?“

„Nein.“

„Weil Sie nie zwei Sekunden hintereinander derselbe sind.“

Er schien enttäuscht.

„Abgesehen von einigen andern Gründen,“ fügte Naomi hinzu und nickte ihm freundlich zu.

Aber Engelhardt hatte auch schon einen Stachel ausfindig gemacht. Er verstand sich meisterhaft darauf.

„Ja, ich weiß, ich sitze immer oben oder unten auf der Leiter,“ sagte er kläglich. „Einen angenehmen Mittelzustand giebt es bei mir nicht.“

„Das gefällt mir gerade. Diese ewig sich gleich bleibenden Leute kann ich nicht ausstehen; sie langweilen mich über alle Maßen und sind mir unerträglich! Wissen Sie, heute morgen waren Sie sehr brav. Es ist aber wirklich ganz abgeschmackt von Ihnen, diesen beiden Stromern und ihrer Unverschämtheit noch einen weiteren Gedanken zu schenken.“

„Ich kann nichts dafür. Ich bin nun einmal so. Wie konnte ich nur ruhig dabei stehen und mit anhören, wie man Sie beschimpfte?“

„Sie standen ja gar nicht ruhig dabei.“

„O ja.“

„Ich wollte, Sie grämten sich nicht mehr darüber und hörten endlich auf, sich selbst zu quälen.“

Sein Gesicht glühte, und er umfing sie mit seinem Blick.

„Wie gütig Sie sind,“ sagte er sanft. „Wie Sie es verstehen, den Menschen von der besten Seite zu nehmen, selbst wenn er sich von der schlechtesten zeigt! Ich empfinde es bitter, daß ich so und nicht anders bin!“

„Nicht freut das nur,“ sagte Naomi. „Die übrigen sind alle anders.“

„Und ich würde meinen Kopf dafür geben, wenn ich so wäre wie die übrigen, wenn ich zum Beispiel mit den Männern draußen in den Hütten kameradschaftlich verkehren könnte. Diese hätten heute morgen nicht still dabei gestanden.“

„Möchten Sie nicht lieber kameradschaftlich mit mir verkehren?“ fragte das Mädchen, den letzten Satz ignorierend.

„O, natürlich, millionenmal lieber! Aber Sie verstehen mich doch?“

„Ich glaube.“

„Ich weiß es, Sie verstehen alles. Ich habe nie jemand kennen gelernt, der Ihnen gleich käme!“

„Dann sind wir ja quitt,“ sagte Naomi, als ob das Spiel vorüber wäre. Und sie schloß die Augen.

Sie war es jedoch, die wieder anfing — wie immer.

„Sie haben einen großen Fehler,“ sagte sie mütterlich.

„Ich habe tausend und einen.“

„Da haben wir's wieder. Sie denken zu viel an sich selbst. Sie geben zu sehr auf sich acht. Das ist Ihr großer Fehler.“

„Und dennoch glaubte ich nicht, daß ich eingebildet wäre.“

„Nicht halb eingebildet genug. Das ist es ja gerade. Aber Sie sind egoistisch!“

Er schaute schrecklich niedergeschlagen drein. „Ich vermute, Sie haben recht,“ sagte er kläglich. „Ja, das bin ich.“

„Nun, dann sind Sie es also nicht.“

„Was meinen Sie eigentlich?“

„Ich sagte es nur, um Sie zu necken. Glauben Sie, ich hätte so etwas gesagt, wenn ich es wirklich dachte?“

„Was Sie auch sagen mögen, gern will ich es annehmen. Wenn Sie mich wirklich für egoistisch halten, sprechen Sie es offen aus.“

„Wenn es egoistisch ist, ganz und gar nichts von sich zu halten, und wegen jeder Kleinigkeit, die schief geht, immer sich selbst und niemals andre zu be-

schulbigen, dann könnte ich Sie einen zweiundzwanzig-jährigen Egoisten nennen. Aber selbst dann wäre das Ziel Ihrer Wünsche und Ihres Ehrgeizes recht hoch gegriffen im Vergleich mit der Stellung, die Sie jetzt einnehmen.“

„Ich sah es nie in diesem Lichte,“ flüsterte er, „bis Sie mir Ihr Interesse an der Sache zeigten.“

„Natürlich habe ich Interesse dafür,“ sagte Naomi, ihn auslachend. Es war notwendig, dies manchmal zu thun. Es hielt ihn auf den Füßen. Auch dieses Mal brachte es ihn von dem Abstrakten zu dem Konkreten zurück.

„Wenn ich nur Geld genug verdienen könnte, um nach Hause zu gehen und zu studieren, wäre es auch nur für ein Jahr und nur in London,“ murmelte Engelhardt, während seine Augen über die weite Fläche schweiften. „Dann könnte ich erfahren, ob meine Träume wert waren, geträumt zu werden. Aber ich habe hier Wurzel geschlagen. Es geht mir ganz gut, besser, als ich es zu hoffen wagte. In unserm Dorf daheim war ich zufrieden, wenn ich für zwölf Pfund im Jahre die Orgel spielen durfte. Drunten in Viktoria gab man mir fünfzehn, ohne zu murren, und mit Stundengeben konnte ich noch etwas dazu verdienen. O, ich habe Ihnen noch nicht erzählt, daß ich mein Leben hier als Organist anfing? Auf diese Art war es mir möglich, das Geschäft zu laufen, und es geht wirklich ganz gut damit. Ein Klavier zu stimmen zwei Pfund! Das würde man in der Heimat kaum glauben.“

„Ihr Vorgänger pflegte drei zu fordern. Bedenken Sie, daß ein Klavierstimmer im Busch ein höchst willkommenes Gast ist. Ich hätte an Ihrer Stelle den Preis nicht heruntergesetzt, besonders wenn Sie nicht die Absicht haben, dieses Geschäft Ihr Lebtag zu betreiben.“

„Ach, ich werde niemals wagen, es über Bord zu werfen.“

„Niemand ist ein Wort, daß ich nicht gern von Ihnen höre, Mr. Engelhardt. Vergessen Sie nicht, daß Sie erst drei Jahre hier bei uns weilen, und daß Sie noch keine sechsundzwanzig Jahre alt sind. Sie selbst haben mir dies heute morgen erzählt.“

„Es ist auch vollkommen wahr,“ sagte Engelhardt. „Aber man muß doch an seine Mutter denken. Ich sprach Ihnen von ihr. Ich kann ihr jetzt schon ziemlich viel Geld schicken; es wäre schrecklich, wenn ich dies aufgeben wollte, nur weil ich ab und zu Melodien im Kopfe habe und sie nicht in der richtigen Harmonie zusammenbringen kann.“

„Ich dachte doch, Ihre Mutter hätte lieber Sie selbst als Ihr Geld.“

„Vielleicht. Aber nicht, wenn ich ihr zur Last fallen müßte, um Dinge zu komponieren, die niemand veröffentlichen würde.“

„Das ist ausgeschlossen. Sie werden sicher Erfolg haben. Eine innere Stimme sagt es mir. Ich sehe es in Ihrem Gesicht, wie ich es schon heute morgen gesehen. Ich verstehe nichts von Musik, aber ich habe meine bestimmten Ansichten über Sie als Musiker. Allein die Tatsache, daß Sie einem so hohen Ziel nachstreben, genügt mir.“

Er schüttelte den Kopf, ohne ihn nach ihr umzuwenden und ihr mit einem einzigen Blick zu danken. Das Mädchen war froh darüber. Obwohl er so wenig Vertrauen in sich selbst hatte, wußte sie, daß die Träume, von denen er am Morgen freier und hoffnungsvoller gesprochen, ganz Besitz von ihm ergriffen hatten. In seinen Weidenstuhl zurückgelehnt, schaute er mit geöffneten Lippen und sehnstuchsvollen Augen hinaus in die Ferne. Naomis Geist wurde inzwischen geschäftig angeregt von ihrem empfindsamen Herzen. Es war ein rascher, praktischer Geist, und ihr warmes Herz war die Heimstätte edler Impulse, die sich beständig in gütigen Worten und großmütigem Handeln offenbarten. Naomi trug das Herz auf ihrem lieblichen, offenen Antlitz, und es schien wie ein klares Licht aus den furchtlosen Augen, die soeben standhaft und lang auf das sprechende Profil des Klavierstimmers geheftet waren. Sie beobachtete ihn, während der Schatten des Gebäudes immer breiter und breiter wurde, bis schließlich seine scharfen Ranten verschwammen und keine sonnenbeschienenen Flecken mehr auf der Ebene zu sehen waren. Noch immer regte er sich nicht, und seine Blicke hingen wie gebannt in der Ferne. Schließlich berührte sie seinen Arm. Sie sah zu seiner Linken und legte die Finger leicht auf die Schienen und Bandagen, die sie selbst hergerichtet hatte.

„Nun, Mr. Engelhardt?“

Er fuhr herum. Sie lächelte ihm in dem Dämmerlicht zu, und ihr süßes, warmes Antlitz kam dem seinigen dabei näher als je zuvor.

„Ich bin sehr unhöflich gewesen,“ stammelte er.

„Ich werde gleich noch viel unhöflicher sein.“

„Jetzt lachen Sie mich aus.“

„Nein, das thue ich nicht. Niemals in meinem Leben war ich weiter davon entfernt. Im Gegenteil, ich fürchte Sie zu beleidigen, obwohl ich es nicht hoffe.“



Das Thränenrüglein. Originalzeichnung von Wilh. Schade.

Er sah, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. „Das könnten Sie nicht, selbst wenn Sie es versuchten“, sagte er einfach.

„Dann möchte ich gern wissen, wieviel Geld Sie wohl nötig hätten, um mit gutem Gewissen nach England zurückzukehren und sich ein ganzes Jahr lang mit Herz und Seele der Musik zu weihen. Es plagt mich die Neugier, dies zu erfahren.“

Es war ihr in der That gelungen, einen Ton reiner, unverfälschter Neugier anzuschlagen. Einige Augenblicke dachte er nach, ehe er antwortete. Dann sagte er voll Unschuld:

„Fünfhundert Pfund.“*) Davon würde ich genug übrig behalten, um wieder hierher zurückzukehren und noch einmal von vorn anzufangen, wenn meine Pläne scheiterten. Mit weniger möchte ich es nicht riskieren.“

„Ihre Pläne werden aber nicht scheitern. Ich verstehe nichts davon, aber ich habe meine Instinkte, und ich sehe Erfolg auf Ihrem Gesicht geschrieben. Ja, ich sehe es! Und ich möchte auf Sie wetten. Ich habe mehr Geld, als gut ist für ein Mädchen, und ich möchte fünfhundert Pfund auf Sie setzen.“

„Sie sind sehr gütig“, sagte er, „aber Sie würden Ihr Geld verlieren.“

Er verstand den Sinn ihrer Worte nicht. Die südländische Nacht war rasch hereingebrochen. Er konnte ihre gespannt blickenden Augen nicht sehen.

„Wie schwer von Begriff Sie sind“, sagte sie sanft mit einem leichten, nervösen Lachen. „Verstehen Sie denn nicht, daß ich Ihnen das Geld leihen möchte?“

„Mir leihen?“

„Warum nicht?“

„Fünfhundert Pfund?“

„Mein lieber, junger Mann, beschämt muß ich eingestehen, daß ich selbst den Verlust dieser Summe gar nicht fühlen würde. Das Anerbieten, das ich Ihnen mache, gewährt mir ein sportliches Vergnügen. Natürlich verlange ich auch Zinsen — alle Ihre hübschen Lieder müssen Sie mir widmen. Warum antworten Sie nicht? Es gefällt mir nicht, daß Sie sich hier im Busch aufhalten. Der Platz paßt nicht für Sie. Und ich möchte Sie nach Hause schicken zu Ihrer Mutter. Sie könnten mir dies schon erlauben — um ihr zu danken. Haben Sie Ihren Mund verloren?“

Ihre Hand ruhte immer noch auf den Schienen und Bandagen. Sie hatte in der That ganz vergessen, daß ein lebendiger Arm darunter lag. Doch da geschah etwas ganz Unbedeutendes, was sie veranlaßte, ihre Hand zurückzuziehen und von ihrem Stuhle aufzustehen.

„Nun, einverstanden oder nicht?“

„O, wie kann ich Ihnen danken? Wie soll ich Ihnen antworten?“

„Ja oder nein,“ antwortete Naomi kurz.

„Nein also. Ich kann nicht — kann nicht —“

„Dann eben nicht. Kein Wort weiter darüber. Nein, niemand kann sich beleidigt fühlen, es müßte gerade sein, daß ich Sie gekränkt hätte. Es gehörte freilich von meiner Seite eine große Dreistigkeit dazu. Ja, ja. Wenn Sie das übrigens nicht finden, soll es mir lieb sein, und möchte ich Sie nur bitten, mir in einer andern Angelegenheit Gehör zu schenken.“

„Mit dem größten Vergnügen. Wenn ich Ihnen nur jemals danken könnte —“

„Wenn Sie nur ruhig sein und mich anhören wollten! Wie geht es den verschiedenen Verwundungen? Das ist alles, was ich wissen will.“

„Den Verwundungen? Ach, denen geht's gut. Ich hatte ganz vergessen, daß ich welche hatte.“

„Sie können sich anlehnen, ohne sich wehe zu thun?“

„O, gewiß! Ich brauche nur mein Gewicht auf die rechte Seite zu legen, dann spüre ich gar nichts.“

„Glauben Sie, daß Sie morgen früh sieben Meilen in einem Buggy**) ertragen könnten?“

„Das will ich meinen!“

„Ich gedachte nämlich, morgen früh nach den Hütten hinauszufahren, und Sie sollen mich begleiten, wenn Sie brav sind.“

Ein Augenblick strahlte er. Dann umwölkte sich sein Antlitz wieder, als er an ihre Güte und seine eigne Undankbarkeit dachte.

„Miß Pryse“, fing er an und blieb stecken, aber in seinem Ton lag eine ganze Welt von Reue und Selbsterniedrigung.

Offenbar kannte sie schon diesen Ton, denn sie fiel ihm mit einem Blick deutlichen Mißfallens in das Wort.

„Vergessen Sie nicht, nur wenn Sie brav sind!“ sagte sie streng. „Sonst unter keiner Bedingung!“

Und Engelhardt sagte nichts mehr.

Siebentes Kapitel.

Der Ringläufer.

Ein sanfter Windhauch und ein wolkenloser Himmel machten den Morgen besonders köstlich, als Naomi und der Klavierstimmer ihre Sitze hinter dem Lieb-

lingsgespann des jungen Mädchens einnahmen. Es waren zwei junge Pferde, das eine ein Stutenfohlen, von der Kultur noch unbeleckt, das andre ein nußbraunes Hengstfohlen, nicht mehr ganz so roh, aber doch offenbar zu allen Ausfällen bereit. Das Tempo, das gleich angeschlagen wurde, war sehr flott. Engelhardt hielt sich krampfhaft mit seiner einzig brauchbaren Hand fest, als ob von dieser und nicht von den kräftigen, behandschuhten Fingern und dem strammen, von weißem Wollstoff umspannten Arm an seiner Seite sein Leben abhinge. Er blickte von dem Gespann der jungen Pferde auf jenen Arm und jene Finger und wieder zurück auf das Gespann. Sie zogen ganz gewaltig an, besonders das Stutenfohlen. Engelhardt warf einen besorgten Blick auf das Gesicht der Fahrennden. Er erwartete, ein entschlossenes, bleiches Antlitz zu sehen, und fand, daß es in heller Lust erstrahlte. Ja, das war die Tochter des Mannes, der das Feuer des Buschleppers mit einem Lachen erwidert hatte, das so laut war wie seine eignen Schüsse. Sie war ihres Vaters Kind. Und von diesem Augenblick an empfand es der Musiker als eine neue Ehre, neben ihr zu sitzen.

„Wie gefällt es Ihnen?“ fragte sie ihn nach einer Weile, als das Schlimmste vorüber schien.

„Famos“, entgegnete er.

„Keine Angst?“

„Mit Ihnen zusammen gewiß nicht.“

„Das ist schön! Bei dem Stutenfohlen, dem kleinen Dämon, muß man gewaltig aufpassen. Doch es soll Ihnen den andern Arm nicht auch noch zerbrechen, wenn ich es verhindern kann. — Hoffentlich ist keine Schraube los, Sam?“

„Nicht, daß ich wähle, Miß.“

Sam Rowntree war hinten aufgesprungen und wollte bis zu dem ersten Thor mitfahren, um es zu öffnen. Schon waren sie da, und als Sam vorlief, schaute das Stutenfohlen heftig vor einem blaueidenen Fliegenfänger, der von seinem Schlapphut herunterflatterte.

„Dieser nette Jüngling ist der Gigel unter meinen jungen Deuten“, erklärte Naomi, während sie durch das Thor sausten und Sam mit seinem Fliegenfänger weit zurückblieb. „Augenblicklich wage ich nicht, ihm etwas zu sagen, weil er der einzige Mann auf dem Gehöft ist. Alle andern bringen die Nacht in den Hütten zu. Wenn ich also Sam beleidigte, könnte dies sehr unangenehm werden. Dem Zustand unsers Fuhrwerkes traue ich aber nicht sonderlich; es läuft leichter wie jedes andre Gefährt und federt vorzüglich. Deshalb wähle ich es für unsern kleinen Ausflug. Für Ihre Beulen und Knochen und sonstigen Sachen wird es wie ein Federbett sein, wenn nur Sam Rowntree den Schraubenzieher gebraucht hat! Fühlen Sie sich so weit glücklich?“

Engelhardt erklärte, nie in seinem Leben sei er glücklicher gewesen. Es lag mehr Wahrheit in der Behauptung, als Naomi ahnte. Auch sie war glücklich, aber in andrer Weise. Ein straffer Zügel und eine fünf englische Meilen weite Fahrt über eine ebene Fläche hätten sie zu jeder Zeit und unter allen Umständen glücklich gemacht. Die Gesellschaft des Gefährten verlieh einer Sache, die ihr an sich die reinste Freude bereitete, keinen erhöhten Reiz. Bei ihm war gerade das Gegenteil der Fall. Sie dachte nicht an ihn. Er dachte nur an sie. Sie hatte auf die jungen Tiere vor dem Buggy achtzugeben. Seine Augen ruhten die Hälfte der Zeit auf ihrer großen, starken Hand und ihrem fehnigen Arm. Plötzlich erhielten die beiden Insassen einen heftigen Ruck. Engelhardt war zu tief in seine Träumereien versunken, um zu bemerken, daß etwas nicht in Ordnung war, oder um den Ausdruck seiner Gefährtin zu verstehen.

„Und er hat es doch nicht gethan!“ hatte sie gerufen.

„Was nicht gethan?“ fragte Engelhardt. „Und wer, Miß Pryse?“

„Den Schraubenzieher hat er nicht gebraucht, Sam Rowntree. Der Glende! Das linke Zugseil ist losgegangen und schleift.“

Engelhardt brauchte einige Augenblicke, bis er erfaßte, was sie meinte. Dann sah er es. Das linke Zugseil, an den Zugriemen hängend, hüpfte gerade hinter den Hufen des Stutenfohlens auf dem Boden umher. Dieses schaute dadurch, fauste immer toller vorwärts und wollte allem Anschein nach jetzt eine weitere Probe seiner Kraftleistungen ablegen, indem es den Wagen in tausend Stücke zerschmetterte. Der Braune gab sich damit zufrieden, die zweite Violine zu spielen, und seine Zugriemen hingen schlaff herab. So wurde das Buggy eigentlich nur von einem einzigen Strang gezogen, an dessen einem Ende sich das Maul der Stute und an dem andern die Hand Naomis befand.

„Sobald ihr das Holz die Füße fängt, wird sie alles in Trümmer schlagen“, sagte die letztere gutgelaunt. „Wir müssen sie überlisten, indem wir das Tempo beibehalten!“ Sie ergriff die Peitsche und schlug auf den Braunen los.

Dies verringerte indessen die maßlose Kraftanstrengung ihres linken Armes nicht. Der Braune kam im Rajen der Stute nicht gleich, so daß selbst bei dem Willen die Nacht fehlte, die Zugriemen anzuspinnen und sein Teil zu übernehmen. Engelhardt sah, wie die Adern an Naomis Handgelenk zwischen dem weißen Ärmel und dem lederen Handschuh anschwellen. Er reichte mit der rechten Hand zu ihr hinüber, um ihr zu helfen. Sie aber hieß ihn still sitzen; andernfalls würde er hinausfallen und überfahren werden. Und mit ihrem Befehl schlug ein lautes, fröhliches Lachen an sein Ohr, obwohl die Adern an ihrer Stirn immer mehr hervortraten. Ja, sie war ein echter Span von dem alten Block, und das Holz war so gut, wie es nur je gewesen.

Endlich kam die tolle Fahrt zu einem Ende.

„Hurra!“ rief Naomi. „Ich sehe den Zaun.“

Engelhardt sah ihn gleich darauf auch, und eine Minute später standen die dampfenden Pferde und das auf seinen Federn zitternde Buggy vor einem sechs Ratten hohen Thore, das selbst die Stute nicht zu nehmen geneigt schien.

„Glauben Sie, daß Sie mit der einen Hand die Zügel halten und durch das Thor fahren können?“ fragte Naomi.

Er nickte, und der Versuch fiel ziemlich gut aus. Ehe Naomi das Thor öffnete, hatte sie das losgegangene Zugseil vermittels eines Riemens provisorisch befestigt, und somit war die letzte Störung beseitigt. Das Hauptgebäude mit seinem langen, regelmäßigen Dach war jetzt in Sicht, und an dem einen Ende standen drei „Hütten“, wie die Schafzüchter ihre Schuppen nennen, in gleicher Richtung nebeneinander. Als sie sich dem Hauptgebäude näherten, deutete Naomi auf die Sortierungshöfe, die zur Linken sichtbar wurden. Eine dicke, gelbe Staubwolke hing wie ein Klumpen Londoner Nebel darüber.

„Die Schafe werden eben sortiert“, sagte Naomi. „Vermutlich thut es Mr. Gilroy selbst. Jedenfalls können wir dann hoffen, daß er zu beschäftigt ist, um uns zu bemerken. — Ich meine, es wäre doch schade, wenn wir ihn von seiner Arbeit abhalten wollten.“ fügte sie gleich darauf hinzu. Aber Engelhardt ließ sich nicht täuschen.

Sie fuhren die Haupthütte entlang, an der zu beiden Seiten kleine Schafhürden angebracht waren, die durch eine Oeffnung mit dem Gebäude in Verbindung standen. Aus diesen Oeffnungen kamen fortwährend geschorene Schafe heraus, die auf kleinen, schrägen Brettern in die Hürden liefen und diese füllten. An einer der letzteren hielt Naomi an. Sie enthielt zweimal so viel Schafe wie jede andre, und die größere Hälfte davon war beim Scheren geschritten worden und blutete. Die Hürden waren alle nummeriert. Diese trug die Nummer neunzehn.

„Behalten Sie das“, sagte Naomi. „Neunzehn.“

Engelhardt schaute sie an. Ihr Gesicht war gerötet, und ihre Stimme klang ungewöhnlich ruhig und hart. Sie fuhr weiter und sagte, einige allgemeine Erklärungen ausgenommen, kein Wort mehr.

„Jeder hat seine Hürde“, erklärte sie, „und schert seine Schafe jenseits dieser Lücke. Dann kommt der Hüttenmeister und macht mit seinem Buch die Runde. Er zählt jede Hürde und trägt die Zahl der Schafe zu der Nummer der Hürde ein. Wenn ein Scherer seine Schafe zu oft schneidet oder zu viel Wolle darauf läßt, so übergeht er die Hürde dieses Mannes, das heißt, er zählt sie überhaupt nicht. Wenigstens sollte es so sein. Es scheint jedoch, daß es nicht immer so ist.“

Wieder lag in ihrem Ton eine merkwürdige Mischung von hart und weich.

„Mr. Gilroy hat wohl die Hütten unter sich?“ fragte Engelhardt ein wenig unklug.

„Ja“, lautete die lakonische Antwort.

Am andern Ende des Hauptgebäudes angekommen, stiegen sie aus. Riesenhafte Thore standen weit offen und zeigten im Innern einen wirren Haufen von Wollenballen, die von Sanderfon vermittels einer Schablone und einem Teerpinzel gezeichnet wurden. Er nahm seinen Schlapphut vor Naomi ab und blinzelte dem Klavierstimmer zu. Der kurzfristige Jüngling war auch da. Er trat heraus, um die Pferde zu halten, während Engelhardt Naomi auf dem Fuße folgte.

Hinter den Ballen stand die Maschine, aus der sie zum Vorschein kamen. Zwei Wollpresser waren tüchtig bei der Arbeit, und der Schweiß lief in Strömen an ihnen hinunter. Naomi blieb stehen, um zuzuschauen, wie ein Ballen zusammengepreßt und vernäht wurde. Dann führte sie ihren Gefährten zu den Wollzupfern, die an Seitentischen thätig waren, und zu dem Wollfortierer, der an einem andern, quer in der Hütte stehenden, erhöhten Tische saß. Zur Rechten und Linken war eine lange Reihe von Scherern bei der Arbeit, und zwischen ihnen zog sich eine ebenso lange Hürde voll ungeschorener Schafe hin. Der Wollfortierer schien entschieden die leichteste Arbeit zu haben. Kleine Jungen brachten ihm die abgeschorenen Blöße — vielleicht ein Duzend in der Minute —, schleuderten die

*) Rund zehntausend Mark.

**) Leichter Wagen.

ganze Flockenmasse auf den Tisch, rollten sie wieder zusammen und banden sie sauberlich in Bündel. Diese warf der Wollsortierer einfach über seine Schulter in einen der fünf oder sechs Kisten, die hinter ihm aufgestellt waren.

„Für tausend Bliese bekommt er ein Pfund,“ flüsterte Naomi, „und wir scheren etwas über achtzigtausend Schafe. Für seine sechswöchentliche Arbeit wird er einen Sack von achtzig Pfund mitnehmen.“

„Und was bekommen die Scherer?“

„Ein Pfund für das Hundert. Einige von ihnen ziehen mit vierzig oder fünfzig Pfund ab.“

„Ein besseres Geschäft als das Klavierstimmen,“ sagte Engelhardt lachend.

Sie schritten über einen Flur, stiegen ein paar Stufen hinauf und verfolgten ihren Weg den linken Flügel hinunter zwischen den Scherern und der Hürde, der die Leute die noch das wollige Blietz tragenden Schafe entnahmen. Die Luft war schwer von dem Geruch der abgeschorenen Flocken, und nicht unharmonisch klang das Klappen und Klappen der großen Scheren.

„Nun, Harry?“ sagte Naomi zu dem zweiten Mann, an dem sie vorüberkamen. „Harry ist ein alter Freund von mir, Mr. Engelhardt; er war in der alten Zeit schon hier. — Mr. Engelhardt ist ein neuer Freund, Harry, aber deshalb kein minder werter. Wie steht's mit der Arbeit? Bis zu welcher Ziffer habt Ihr's gebracht?“

„Einundneunzig, Miß, gestern schon ich einundneunzig.“

„Eine nette Ziffer, Harry, die Ihr da erreicht habt. Ich möchte aber lieber drei Monate beim Scheren verbringen, als daß ich die Schafe blutig schneide oder Wolle darauf ließe. — Welche Nummer hat ich Sie zu behalten, Mr. Engelhardt?“

„Neunzehn, Miß Pryse.“

„Richtig! — Wer hat Nummer neunzehn, Harry?“ Harry grinste.

„Die Leute nennen ihn den Ringläufer, Miß.“

„Ach so! So heißt nämlich der schnellste Scherer, Mr. Engelhardt, der Mann, der wie beim Wettlauf alle übrigen in der Zahl der gelaufenen Ringe übertrifft. — Nicht wahr, Harry? Was mag wohl seine höchste Ziffer sein?“

„Etwas über zweihundert.“

„Das dachte ich mir. Und sein Name?“

„Simons, Miß.“

„Zeige ihn mir, Harry.“

„Der dort ist's. Jener große Bursche, der sich eben ein Wollschaf langt.“

Sie wandten sich um und sahen gerade, wie ein kolossaler Mensch ein ungehorsames Schaf an einem Bein ergriff und es mit einer vollständig unnötigen Gewalt und Grausamkeit gegen seine Schenkel schleuberte.

„Kommen Sie, Mr. Engelhardt,“ sagte Naomi in ihrem trockensten Tone. „Ich habe ein Wort mit dem Ringläufer zu reden. Fast möchte ich behaupten, daß er die andern Scherer nicht mehr lange ausstechen wird.“

Sie gingen weiter und beobachteten den Längen bei der Arbeit. Es war die Arbeit eines rohen Menschen. Der Scherer ihm zunächst hatte gleichzeitig an einem neuen Schaf angefangen. Er war noch nicht weiter als bis zu der Brust gelangt, als der Ringläufer schon die Hinterbeine erreicht hatte. Sein Schaf hatte aber auf der Brust einen schwärzlichen, mit Blut gefüllten Schnitt, und auch an andern Stellen quoll das Blut während des Scherens hervor. Entweder war er zu sehr in seine Arbeit versunken oder zu unerschämmt, um im geringsten von der Dame und dem jungen Mann, die ihn beobachteten, Notiz zu nehmen. Engelhardts Herz schlug wie eine Uhr in der Nacht, und er konnte sich eines beschämenden Gefühls über diese Thatsache nicht erwehren. Was Naomi anbetraf, so war es deutlich zu sehen, daß sie vor Wut kochte, aber sie schwieg, bis das Schaf blutend aus seinem abgeschorenen Pelz hervorging. Da aber, als der Mann das arme Tier laufen lassen wollte, sprang sie vor und stellte sich vor das Loch, das nach der äußeren Hürde führte.

„Leere dem Tiere die Brust!“ rief sie die Hütte hinunter einem der Jungen zu.

Ein Knabe lief herbei und betupfte die Wunden.

„Warum riefen Sie nicht selbst?“ fragte sie den Mann in strengem Tone, indem sie immer noch das Schaf zurückhielt.

„Was geht das Sie an?“ erwiderte er unerschämmt.

„Das werden Sie sofort sehen. Wieviel Schafe haben Sie gestern geschoren?“

„Zweihundertundzwei.“

„Und am Tag vorher?“

„Zweihundertundfünf.“

„Das genügt. Das heißt, es ist zu viel. Auf die Art können Sie Ihre Arbeit nicht ordentlich thun. Ich habe mir Ihre Schafe angesehen und bin zu dem Entschluß gekommen, Ihre Hürde zu übergehen. Und was ich noch mehr sagen wollte, wenn Sie nicht die Absicht haben, langsamer und besser zu arbeiten, so können Sie sofort die Schere beiseite legen!“

Der Mann reckte sich langsam empor bis zu seiner vollen Höhe, die ganz ungeheuer war. Ebenso ungeheuer waren seine runden Schultern, seine langen, haarigen Arme und Hände und sein Gesicht mit der großen Ablernase und dem Mund voll gelber Zähne.

Eine Glocke ertönte, und eine Stimme rief:

„Rauschpause!“

Eine Menge von Scheren wurde sofort aus der Hand gelegt. In den nächsten zwei Minuten folgten auch die übrigen. Denn jeder beendigte noch das Schaf, an dem er beschäftigt war, als die Glocke ertönte. So verwandelte sich das Klappen und Klappen der Scheren rasch in ein Gewirr von Stimmen, das nur von den tief Atem holenden Männern, die sich von der Arbeit erhoben, unterbrochen wurde. Plötzlich jedoch trat lautlose Stille ein, und aller Augen und Ohren öffneten sich, um ja nichts von der Scene zu verlieren, die sich zwischen dem berühmten Ringläufer und Naomi Pryse, der Besitzerin der Ländereien, abzuspielen versprach.

Einen Augenblick später schoben sich die Männer, mit der Pfeife in dem Mund und dem Schweiß auf der Stirn, von rechts und links nach dem Paare zu.

„Ihr Name ist Simons, soviel ich weiß,“ sagte Naomi kühl, aber so daß es alle hören konnten. „Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, Simons, ausgenommen das eine: entweder Sie scheren ordentlich, oder Sie mögen an einen andern Platz gehen, wo es gern gesehen wird, wenn man aus den Schafen Fleisch sehen schneiden und dicke Wollbullen stehen läßt.“

„Seit wann stehen Sie über der Arbeit hier?“ fragte Simons, durch die Anwesenheit seiner Kameraden zu etwas mehr Höflichkeit getrieben.

„Ich stehe nicht über der Arbeit,“ sagte Naomi hitzig, „aber ich stehe über dem Mann, der die Arbeit unter sich hat.“

Sofort hatte sie Ursache, diese Worte zu bereuen.

„Wenn es nur so wäre!“ riefen zwei oder drei. „Bei Ihnen hätten wir keine so elende Wirtschaft!“

„Ich nehme von Mr. Gilroy und von weiter niemand Befehle entgegen,“ versetzte Simons trozig.

„Einen guten Rat können Sie schon von mir annehmen.“

„Das kann ich machen, wie ich will.“

„Nein, wie ich will,“ sagte Naomi. „Im übrigen will ich kein weiteres Wort an Sie verschwenden und mir Ihre Frechheit nicht länger gefallen lassen. Am besten legen Sie sofort die Schere hin — denn ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun —, ehe ich Ihre Kameraden rufe, um sie Ihnen wegzunehmen.“

„Sie brauchen uns nicht erst zu rufen, wir sind schon da, Miß!“

Ein halbes Duzend kräftiger Burschen war vorgetreten, und Harry stand an ihrer Spitze. Doch die Sache war schon erledigt. Geräuschvoll und fluchend hatte Simons die Schere auf den Boden geschleudert und schritt nun unter dem Fischen und den Verwünschungen seiner Mitarbeiter zur Hütte hinaus.

Auch Naomi wäre gern gegangen, denn sie hatte mehr als genug von der ganzen Sache, aber dies war nicht so leicht. Jemand brachte ein dreimaliges Hoch auf sie aus, und es gab ein Gebrüll, daß das eiserne Dach wie von Donnergewalt erdröhnte. Um der Sache die Krone aufzusetzen, stellte sich ihr ein alter, grauer Scherer in den Weg.

„Ja, so ist es, Miß,“ hub er an. „Wir mochten Simons nicht sehr, aber — verzeihen Sie die offene Rede — wir mögen Mr. Gilroy noch weniger. Er versteht uns nicht zu behandeln. Er hat keine Ahnung, wie man einer Hütte wie dieser hier vorsteht. Und hören Sie auf meine Worte, Miß, wenn Sie diesen Mann nicht entfernen und uns einen tüchtigen Herrn geben, sagen wir, wie zum Beispiel Mr. Chester —“

„Ja, Chester, das ist der Rechte!“

„Er versteht sein Geschäft!“

„Das ist ein Mann, das ist —“

„Das ist unser Mann!“

„Wenn Sie uns nicht jemand geben, der mehr nach unserm Geschmach ist, wie etwa den jungen Chester,“ schloß der Alte, indem er sein Bestes that, um seine Genossen mit Blick und Gebärde zum Schweigen zu bringen, „dann wird es noch mehr Unheil geben. Das war nur der Anfang. Aber es wird noch schlimmer werden, wenn Sie nicht eine Aenderung treffen.“

Naomi war es im höchsten Grade unbehaglich zu Mute.

„Mr. Gilroy ist der Verwalter aus meinem Gute,“ sagte sie, und dieses Mal zitterte ihre Stimme ein wenig. „Jede Meinungsverschiedenheit, die ihr mit ihm habt, müßt ihr allein mit ihm ausfechten. Ich bin sicher, daß er sein Bestes thut, um gerecht zu sein. Jedenfalls darf ich mich nicht mehr hineinmischen. Es thut mir leid, daß ich mich überhaupt ins Mittel legte.“

So ließ man sie schließlich gehen. Der Klavierstimmer folgte ihr wieder auf dem Fuße. Er hatte sich die ganze Zeit über dicht an sie gehalten, mit fest geschlossenem Munde und unruhig spielenden Fingern, um einzugreifen, wenn solches erforderlich gewesen wäre. Die erste Person, der sie draußen begegnete,

war Gilroy selbst, und an seinem weißen Gesicht und den zuckenden Lippen sahen sie sofort, daß er bereits alles gehört hatte.

„Es thut mir leid, Monty,“ sagte das Mädchen in bekümmertem Tone, der ihren Begleiter im höchsten Grad überraschte, „aber ich konnte wirklich nicht anders. Man kann nicht dabei stehen, wie ein Schaf in Stücke geschnitten wird, ohne den Mund aufzuthun. Dennoch weiß ich, daß ich einen Fehler beging.“

„Es nützt nichts, dies jetzt zu erkennen,“ erwiderte Gilroy ungnädig, während er an ihrer Seite dahinschlenderte. „Sie hätten das gleich wissen sollen. So aber haben Sie meine Stellung in der Hütte hier untergraben und mir meine Arbeit doppelt so schwer gemacht wie zuvor.“

„Es thut mir wirklich sehr leid, Monty. Ich weiß, ich hätte mich nicht hineinmischen sollen. Aber auf der andern Seite verdiente er wirklich, weggeschickt zu werden, und Sie hätten ihm sicher auch den Laufpaß gegeben, wenn Sie wie ich dazu gekommen wären. Ich weiß, ich hätte warten und mit Ihnen reden sollen. Ich verspreche Ihnen auch, mich in Zukunft von den Hütten fernzuhalten.“

„Das heute angerichtete Unheil ist damit nicht gut gemacht. Ich habe wohl gehört, was die Lämmer sich unterstanden zu Ihnen zu sagen.“

„Dann müssen Sie auch gehört haben, was ich ihnen antwortete. Machen Sie mich nicht schlimmer, als ich bin, Monty.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, und Engelhardt sah zu seinem Entsetzen Thränen an ihren Wimpern. Gilroy wollte sie jedoch nicht anschauen. Er winkte vielmehr dem Lageraufseher, der gerade auf dem Wege nach den äußeren Hütten war, und rief ihm mit laut erhobener Stimme zu:

„Machen Sie die Abrechnung für Simons und geben Sie ihm seinen Sack. Miß Pryse hat es für gut befunden, ihn hinter meinem Rücken fortzuschicken!“

Naomis Reue wandelte sich jetzt in eifige Verachtung um.

„Das war unnötig,“ sagte sie in demselben ruhigen Tone, den sie gegen den Scherer angeschlagen hatte. Ihr Arm sank dabei herunter, und regungslos fuhr sie fort: „Wenn das die Art ist, wie Sie die Leute behandeln, so kann ich mich nicht wundern, daß Sie nicht mit ihnen fertig werden. — Kommen Sie, Mr. Engelhardt.“

Hiermit wandte sie dem Verwalter, aber nicht den Hütten den Rücken. Das war nicht Naomis Art. Sie gehörte zu denen, die sich wohl leiten, aber nicht treiben lassen. Sie blieb auf dem Schauplatz und zeigte Engelhardt alles. Bis in die kleinsten Einzelheiten ging sie um feinetwillen und verweilte weit länger dabei, als es ihr im gewöhnlichen Lauf der Dinge eingefallen wäre. Dann kam ein Frühstück in der Hütte des Verwalters, und Naomi zeigte sich in bester Laune. Mit Sanderson machte sie Wiße, den jungen Mann mit der Brille verfolgte sie mit kleinen Redereien, und mit jedermann stieß sie an, ausgenommen mit dem Verwalter selbst. Der letztere stand früh vom Tische auf. Die ganze Zeit über hatte er mürrisch hinter seinem Teller gesessen. Der Bart war ihm dabei tief über die Weste gefallen, und der gelbe Kopf hatte unwillkürlich an einen trohigen Stier erinnert. Tom Chester war überhaupt nicht da. Engelhardt bedauerte es, obwohl ihn die andern an diesem Tage gut behandelten; Sanderson schnitt ihm sogar das Fleisch. Es war drei Uhr, als Naomi und ihr Begleiter auf dem alten Buggy den Heimweg antraten.

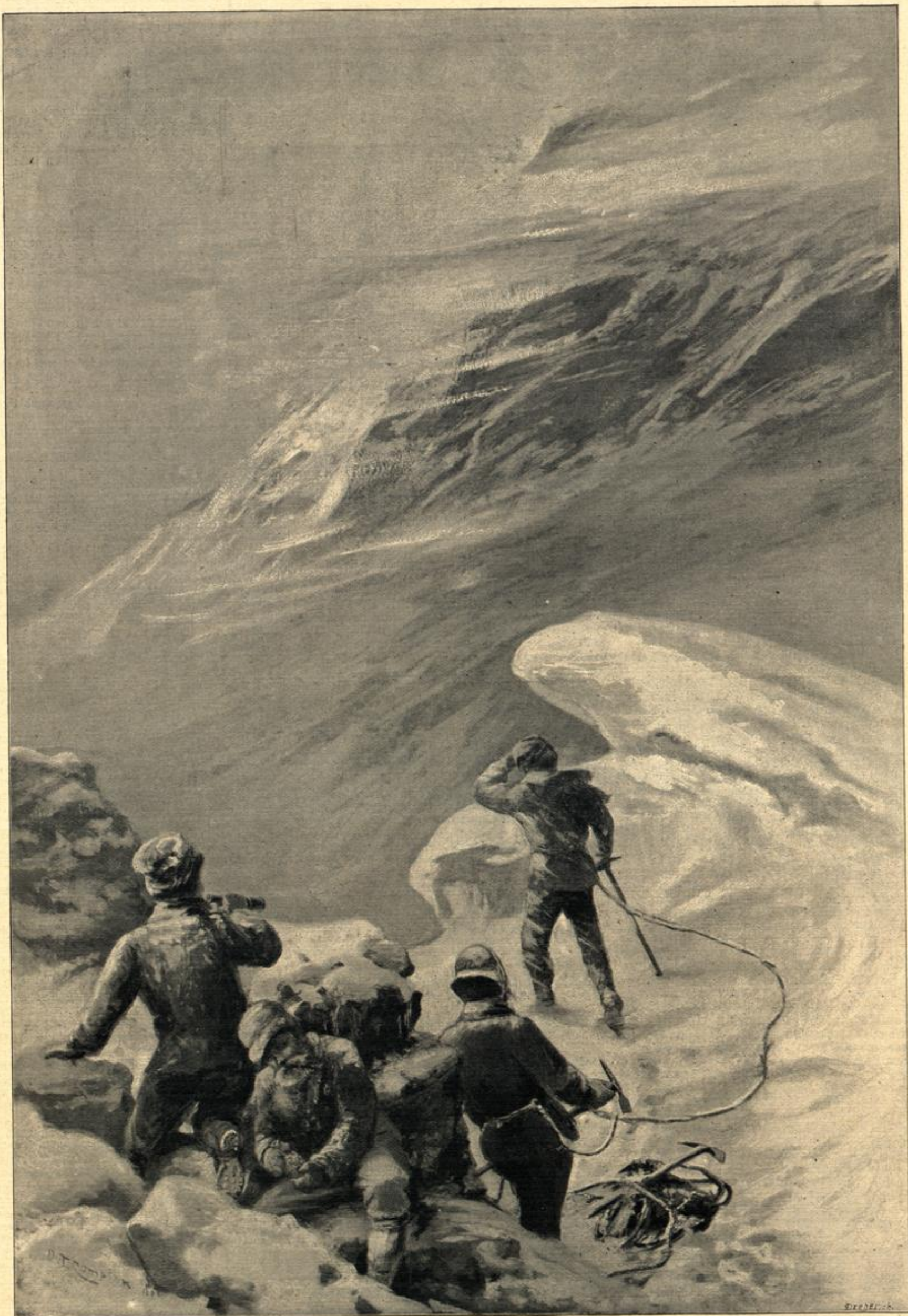
Als die Scherhüten etwa eine Meile hinter ihnen lagen, holten sie einen auffallend großen Reiter ein, der noch ein zweites Pferd an der Hand führte.

„Das ist unser Freund Simons,“ sagte Naomi. „Ich bin begierig, welchen Gruß er uns zuteil werden läßt. Wahrscheinlich gar keinen.“

Hierin war sie jedoch im Irrtum. Der Scherer brachte die Pferde auf der einen Seite des Weges zum Stehen und machte ihr mit dem Hut in der Hand eine tiefe Verbeugung. Dabei ging ein breites, man möchte fast sagen blendendes Grinsen über sein Gesicht, denn seine gelben, hervorstehenden Zähne blinkten wie messingköpfige Nägel in der Nachmittagssonne. Naomi lachte im Weiterfahren.

„Nutt, nicht wahr? Ich glaube, der Mensch ist wahnsinnig in mich verliebt. Im ganzen können wir behaupten, daß wir einen recht lebhaften Tag hinter uns haben. Erst kam dieser junge Springinsfeld da zur Linken, der sich jetzt so engelhaft benimmt, dann das Bogscheit, das nun provisorisch befestigt ist und heute nachmittag sicher aushalten wird, dann Freund Simons und nach ihm der arme, gute Monty Gilroy, der übrigens alle Ursache hatte, sich zu beklagen, Mr. Engelhardt. Wir dürfen nicht vergessen, daß ich kein Recht hatte, mich einzumischen. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so sind wir eben im Begriff, noch zwei guten Freunden zu begegnen.“

In der That näherten sich zwei Stromer, den Sack auf dem Rücken, mit dem ihnen eignen langsamen,



Auf der Suche nach verunglückten Touristen im Glocknergebiet. Nach einer Zeichnung von E. L. Compton.

wiegenden Schritt. Engelhardt schob das Blut heiß ins Gesicht, als er die zwei groben Lämmel vom Tage vorher erkannte. Sie gingen zu beiden Seiten des Weges, und als der Wagen zwischen ihnen durchfuhr, zog der Dicke die eine Hand aus der Tasche und grüßte.

„Immer noch kein größeres Kaliber?“ schrie er ihnen zu.

Der arme Musiker errödete bis in die Haarwurzeln, und nur mit der größten Mühe zwang er sich zum Schweigen. Wie gewöhnlich kam ihm Raami lachend zu Hilfe.

„Wie höflich unsere Freunde sind! Hier eine Verbeugung, dort ein Gruß! Das können nur Vögel desselben Schlages sein. Schauen Sie sich einmal um, Mr. Engelhardt, ob sie zusammenliegen.“

„Sie haben recht,“ sagte er gleich darauf. Raami selbst wandte sich noch einmal um. Sie fuhr gerade einen sanften Abhang herunter, und oben auf der Höhe standen die beiden Stromer und der entlassene Scherer. Scharf gegen den Himmel abgegrenzt, sah es fast aus, als ob Pferde und Männer aus einem einzigen Stück Ebenholz geschnitten wären.

(Fortsetzung folgt.)

Amüsante Wissenschaft.

Elektrisches Schattenpiel. Man lege zwei Bücher von gleicher Dicke (2 bis 3 Centimeter) flach auf den Tisch, so daß ein gewisser Zwischenraum zwischen ihnen bleibt. Auf diese Bücher lege man mit den Rändern ihrer beiden Schmalseiten eine Glasscheibe, nachdem man zwischen den Büchern auf den Tisch etwas Korkstaub gestreut hat, wie man ihn sich durch das Abfeilen eines Flaschenstopfens leicht selbst verschaffen kann. Nun reibe man die Scheibe mit einem wollenen oder seidenen Lappen, und man wird sehen, wie der Korkstaub von dem Tisch nach der Scheibe zu springt, weil er von der durch die Reibung mit Elektrizität geladenen Scheibe angezogen wird. Sobald man mit dem Reiben aufhört, wird der Korkstaub nicht mehr angezogen und fällt auf den Tisch zurück. Man kann dieses Experiment zu einem artigen Zauberkunststückchen benutzen. Man bringe mittels eines in Glycerin getauchten Pinsels auf der Scheibe, bevor man sie seinen Zuschauern zeigt, insgeheim irgend eine Zeichnung an, eine Figur, eine Blume oder was es auch sei. Ist man seines Zeichentalents nicht sicher, so kann man die Scheibe auf eine schon vorhandene Zeichnung legen und diese mit dem Pinsel durchzeichnen. Man halte die so präparierte Scheibe zwischen die Lampe und die Wand, auf der das Schattenbild erscheinen soll, damit die Zuschauer sich davon überzeugen, daß die Scheibe vollkommen durchsichtig ist und keinen Schatten auf die Wand wirft. Nun lege man die Scheibe mit der präparierten Seite nach unten auf die Bücher und reibe sie in der oben angegebenen Weise. Alsdann wird sich die Unterseite der Scheibe mit Korkstaub bedecken. Man nimmt sie nun in die Hand, hält sie wagerecht und bläst den überflüssigen Staub von ihr weg. Darauf zeigt man seinen Gästen das wie durch ein Wunder entstandene Bild und läßt es, indem man die Scheibe zwischen die Lampe und die Wand hält, auf letzterer in vergrößerter Gestalt erscheinen.

Bunte Blätter.

Warum fehlen die Kaimane in der Donau? Während die meisten großen Flüsse von Europa einen ergiebigen Kaiman liefern, fehlen diese schmachhaften Fische in der Donau. Man fängt in ihr ja wohl ab und zu ein paar Kaimane, die durch eine der verschiedenen Kanalverbindungen mit atlantischen Strömen hineingekommen sind, allein in der Donau selbst haben sie sich noch nie eingebürgert. Eine ähnlich wunderbar begrenzte Verteilung von tierischen Wesen wie von Pflanzen kommt häufig vor, und wir vermögen derartige Rätsel nur zu lösen, indem wir die Lebensbedingungen der betr. Tiere oder Pflanzen genau erforschen. Dadurch erklärt Ernst Krause im „Prometheus“ u. a. auch jenes Fehlen der Kaimane in der Donau, indem er zunächst auf die natürliche Entwicklungsweise dieses Fisches hinweist. Wir wissen durch die Forschungen von Grassi und Calandruccio, daß die Kaimane nicht wie die meisten Flußfische zum Laichen in den Flüssen aufwärts ziehen, sondern vielmehr zum Meere wandern, um dort ihre Brut auszubringen. Diese verläßt ihre erste Jugend in der salzigen Flut und wandert erst dann aufwärts in die Süßwasser. Somit galt es nun, in erster Linie festzustellen, ob das Schwarze Meer, in das die Donau bekanntlich mündet, nicht ebenso wie die Nord- und Ostsee, das Atlantische und Mitteländische Meer eine Brut junger Kaimane ernährt, die nachher in die Donau und die übrigen in jenes „Nebenmeer“ ausmündenden Flüsse aufwärts ziehen können. Die junge Kaimanbrut fehlt nun dort aber gänzlich, und darum sind außer der Donau auch alle andern ins Schwarze Meer fließenden Gewässer ohne Kaimane. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist darin zu suchen, daß das Tierleben in diesem Meer sich auf die oberen Schichten beschränkt und nicht unter eine Tiefe von 100 Faden hinabreicht, weil mit zunehmender Tiefe auch der Gehalt seines Wassers an einem allem organischen Leben feindlichen Gase, dem Schwefelwasserstoff, stetig zunimmt. Es

wird dieses durch eine in diesen Tiefen lebende Bakterie (*Bacterium hydrosulfuricum ponticum*) erzeugt. In den oberen Schichten, die stets durch die mächtigen Süßwasserzuflüsse erneuert werden, kann sich ein vielgestaltiges Tierleben entwickeln, da hier auch der Salzgehalt wesentlich geringer ist als in den durch Schwefelwasserstoff vergifteten Tiefen. Nun sind aber die Larven der Flußkaimane, die kurzschwänzigen Glasfische, gerade Tiefseebewohner, und wenn die Zuflüsse des Schwarzen Meeres ihm verirrt, geschlechtsreife Kaimane zuführen, die in Tiefen von wenigstens fünfhundert Metern ihre Eier ablegen, wird die Brut, vielleicht auch der Mutterfisch, von dem giftigen Gase getötet. Aus diesem Grunde ist daher, wie Ingenieur Adolf Lohr zuerst bemerkt hat, das Schwarze Meer zum Brutbecken für Flußkaimane ungeeignet, und eben deshalb kann es in die Donau wie in den Dniepr und die andern Zuflüsse keine jungen Kaimane entsenden.

Medizinische Skeptiker. Der berühmte französische Arzt Guy Patin († 1672) nennt die medizinische Wissenschaft „die Kunst des Ratens“, und kein Geringerer als Hermann Boerhave (1668–1738) hat den Ausspruch gethan: „Wenn man genau das Gute, das einige wenige wahre Söhne des Askulap den Menschen erwiesen, abwägt gegen das Böse, das die ungeheure Mehrheit der Ärzte vom Anfang ihrer Kunst der Menschheit bis heute gethan, so wird man ohne Zweifel zu der Ueberzeugung gelangen, daß es vorteilhafter gewesen wäre, wenn es niemals Ärzte in der Welt gegeben hätte.“ — Der von seinen Fachgenossen außerordentlich geschätzte Dr. Broussais wirft auf S. 826 seines „Examen des doctrines médicales“ die Frage auf: „Ist die medizinische Wissenschaft mehr schädlich als nützlich für die Gesellschaft gewesen?“ und Corvisart machte am Ende seiner Laufbahn das durchaus ernsthaft gemeinte Geständnis: „Wah, die Medizin ist gar nichts wert!“

E. D.



Elektrisches Schattenpiel.

Alte und neue Bibliothekszeichen (Ex libris). In neuerer Zeit ist die Vorliebe für sogen. „Ex libris“ wieder wach geworden; man versteht darunter Bibliotheks- oder Bücherzeichen (Signete), die vorn in jedes Buch eingeklebten Bezeichnungen des Besitzers, deren lateinischer Name nach den Anfangsworten der darauf üblichen Inschrift gewählt wurde. Es wird vielleicht manche Leser interessieren, etwas Näheres darüber zu erfahren, weshalb wir hier einige Angaben folgen lassen, die der bekannte Ex libris-Sammler und -Forscher Graf zu Zeiningen-Westerburg unlängst in einem Vortrage über dies Thema machte. Im Mittelalter waren handschriftliche Eintragungen auf den Innenseiten der Bücher- und Handschriftendeckel üblich, um das Eigentum an Büchern ihren Besitzern zu sichern. Die Sitte, die Ex libris auf mechanischem Wege herzustellen, in Holzschnitt, Metallschnitt oder -schnitt, bezw. mit Typendruck gedruckte Blättchen, kam am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, bald nach Gutenberg's weltbewegender Erfindung, auf und breitete sich dann bis zum achtzehnten Jahrhundert stark aus. Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts nahm sie wieder ab, um an seinem Ende neu wieder aufzublühen. Die Ex libris der Jetztzeit zerfallen in zwei Gruppen: rein heraldische, mit Wappen und höchstens etwas Ornamentik, und in nicht heraldische mit allgemein zeichnerischer Ausschmückung. Von den Herstellungsverfahren gelangen gegenwärtig zur Anwendung: Holzschnitt, Kupferstich, Radierung, Lithographie, Farbendruck sowie Zinkätzung nach Federzeichnung, teils Phototypie-Strichätzung oder Autotypie-Regätzung. Ferner Algraphie mittels Aluminiumplatten. Es giebt sogar ein durch Glasätzung hergestelltes Ex libris. — Der Vater der modernen Ex libris-Bewegung, namentlich in Deutschland, Österreich und der Schweiz, ist der Ministerialrat und Reichsherold Gottfried v. Böhm in München, der 1887 die Kugel ins Rollen brachte. 1890 wurde das erste größere deutsche Ex libris-Werk herausgegeben und 1891 der deutsche Ex libris-Verein gegründet. Heute sind über zwölftausend deutsche Bibliothekszeichen bekannt. Graf zu Zeiningen-Westerburg besitzt gegenwärtig die größte Sammlung des Kontinents mit über 24500 Stück.

Soldatenfrauen. Als der Herzog von Wellington eines Tages Apsteinhouse, seinen Londoner Palast, verließ, sah er, wie der Pförtner eine ärmlich gekleidete Frau vom Eingange fortwies. — „Was giebt's?“ fragte der berühmte Feldherr. — „O nichts, Ew. Herrlichkeit,“ erhielt er zur Antwort, „es war nur eine Soldatenfrau, die Sie

belästigen wollte.“ — „Rufe sie sofort zurück,“ gebot da der „eiserne Herzog“ zürnend, „und vergiß nicht wieder, daß die Frau Herzogin auch nichts andres ist als die Frau eines Soldaten.“

F. H.

Verpönte Gelegenheit. Die Krönung und Salbung Ludwigs XV., die 1722 mit großer Pracht in der Kathedrale zu Reims vor sich ging, hatte eine Unmenge von Fremden dorthin gelockt. Unter diesen befand sich auch ein junger deutscher Graf v. Jünzendorf. Am Abend vor dem mit allgemeiner Spannung erwarteten Feste kam er jedoch in eine lustige Gesellschaft und versuchte zum ersten Male den damals in Deutschland noch fast ganz unbekannten Champagner. Ueber den Ausgang dieser Weinprobe aber berichtet die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans in einem Briefe an ihre Halbschwester, die Kaugrafin Luise: „und drinkt sich so stersvoll, daß er 2 mal 24 stundt wie eine bestia ist liegen blieben, ohne einhige wißenschaft von sich selber zu haben; hatt also nichts von keiner einzigen ceremonie gesehen.“

J. Th.

Maultiere und Minister. Wie ein Reisender berichtet, der jüngst Algerien und Tunis besuchte, haben die französischen Trainsoldaten der afrikanischen Armee, die „tringlots“, wie sie genannt werden, die Gewohnheit, ihre Maultiere mit dem Rufe: „Häh, Minister!“ anzufeuern. Von einem alten Sergeanten, den er um eine Erklärung dieses befremdlichen Rufes anging, erhielt der Tourist die schmunzelnde Antwort: „Auch die Maultiere sind vor einem Staatswagen gespannt!“

A. J.

Singende Schlangen und Eidechsen. Was man früher von den schmerzlichen Melodien des Schwanes beim Vorgefühl des Todes, dem sogen. Schwanengesang, zu erzählen pflegte, gehört erwiesenermaßen in das Reich der Fabel. Daß es dagegen wirklich singende Schlangen und Eidechsen giebt, ist einem kürzlich von dem Ingenieur Frot, dem Leiter der Stadtbahn von Bahia, im „Temps“ veröffentlichten Berichte zu entnehmen, den die Berliner „koloniale Zeitschrift“ mitteilt. Unter den brasilianischen Schlangen ist eine der gefährlichsten der Surukuku, der an heißen Nachmittagen auf Beute ausgeht. Wenn er abends sein Lager wieder aufsucht, ruft er das Weibchen durch ein sanftes und langes Pfeifen zu sich, und dieses antwortet ihm durch eine Musik derselben Art, deren Töne jedoch etwas schärfer sind. In Wäldern südlich von Bahia beobachtete Frot ferner eine Art grauer Eidechsen von 20 bis 30 Centimeter Länge, etwa zwei Finger dick, mit großem, flachem und viereckigem Kopf, die Tag und Nacht singt. Ihr Gesang besteht aus einer Folge von kleinen Schreien, mit einer sehr tiefen Note endigend. Frot vergleicht sie mit dem Lachen einer jungen Frau; er glaubte zuerst, daß die eigenartigen Laute von einem Vogel herrührten, und forderte seine Indianer auf, einen solchen für ihn zu erlegen, worauf sie zu seiner Ueberraschung ihm eine jener Eidechsen brachten. Da er glaubte, daß sie sich einen Spaß mit ihm gemacht hätten, versuchte er nun selbst, bei Gelegenheit den vermeintlichen Vogel zu fangen. Jedesmal, wenn er den charakteristischen Lachgesang hörte, eilte er nach der betreffenden Richtung hin, sah jedoch niemals einen Vogel davonfliegen. Da sah er eines Tages, als er vor seinem Zelte ruhte, auf dem Blatt einer Pflanze, die auf einem Baumstumpf Wurzel gefast hatte, sich eine Eidechse

schaufeln. Plötzlich hob und senkte die Eidechse ihren Kopf in einer sehr schnellen Bewegung, und gleichzeitig ließ sie das dem Beobachter wohlbekannte „Hahahaha!“ wie einen ironischen Lachausbruch erschallen.

Abgeführt. Der Theolog und Philosoph Karl Alexander Freiherr v. Reichlin-Meldegg (1801–1877) war zuerst Katholik und ordentlicher Professor der Theologie in Freiburg, trat dann zur evangelischen Kirche über und wurde Dozent der Kirchengeschichte in Heidelberg, wo er sich verheiratete. Als er eines Tages mit seiner Frau und seinem Sohnchen auf das Schloß ging, begegnete ihm einer der früheren Freiburger Kollegen und gebot ihm aufzuweichen, indem er ironisch sagte: „Sieh, da kommt ja die ganze heilige Familie!“ Reichlin-Meldegg aber erwiderte schlagfertig: „In der That, jetzt sind wir vollzählig; es hat nur noch der Esel gefehlt!“

M. D.

Ein deutscher Erfinder in Frankreich. Wie die „Revue du Cercle militaire“ in Paris mitteilt, hat ein Deutscher schon im Jahre 1640, also 250 Jahre vor dem Lebelgewehr, Repetiergewehre in Frankreich angefertigt. Es war dies ein Waffenschmied aus Solingen, Wilhelm Kalthoff mit Namen, der sich in Frankreich hatte naturalisieren lassen, und dem unter dem 9. Februar 1640 ein von Saint-Germain-en-Laye datierter Patentbrief des Königs Ludwig XIII. ausgestellt wurde, den man dieser Tage in dem Archiv des Kriegsdepots wieder aufgefunden hat. Es heißt darin: „Wir haben durch verschiedene Versuche gesehen, daß er (Kalthoff) sich große Erfahrungen in seiner Kunst erworben hat und mehrere Geheimnisse kennt, die der Allgemeinheit und meinem Dienste sehr nützlich sein können. Daß er unter andern Musketen, Arkebussen und Pistolen fertigt, die mit einer einzigen Ladung bis zu acht- und zehnmal feuern können, ohne schwerer oder länger und unbequemer zu sein als die gewöhnlichen... Wir erlauben und gestehen dem genannten Kalthoff zu, daß er in unsern Ländern fabrizieren und fabrizieren lassen darf, durch welche Personen er will: Pistolen, Musketen, Arkebussen und andre Feuerwaffen, die mit einer einzigen Ladung mehrere Schüsse abgeben, und daß er sie feilbieten und verkaufen lassen darf zu den ihm angemessen scheinenden Preisen, immer jedoch unter der Bedingung, daß der genannte Kalthoff oder seine Associates keine der genannten Waffen an Fremde verkaufen oder sie ohne unsere besondere Erlaubnis über die Grenzen Unsers Königreichs gehen lassen.“

P. C.



Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, von Süden gesehen.

Was giebt es Neues?

Zeitgeschichte.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg. Im Juni dieses Jahres begeht das Germanische Nationalmuseum, heute eine der ersten Anstalten in Kunst- und Kultur-geschichtlicher Hinsicht, das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens. Es wurde ins Leben gerufen, um „die Kenntnis der deutschen Vorzeit zu erhalten und zu mehren, namentlich die bedeutenden Denkmale der deutschen Geschichte, Kunst und Literatur vor der Vergessenheit zu bewahren und ihr Verständnis auf alle Weise zu mehren“, und verdankte seine Entstehung der privaten Thätigkeit des Freiherrn von und zu Ruffsch, der seine große Bibliothek und seine Kunst- und Kulturgeschichtlichen Sammlungen in Nürnberg aufgestellt und allgemein zugänglich gemacht hatte, um auf diese Weise dem deutschen Nationalgefühl einen Mittelpunkt zu geben. Seinem Eifer gelang es dann, die im Sommer 1852 zu Dresden tagende Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertums-forscher zu veranlassen, die von ihm ins Leben gerufene Anstalt zu einer nationalen zu erklären und sie den Regierungen und dem Volke zur Unterstützung zu empfehlen. 1857 wurden die Ruinen des früheren Kartäuserklosters in Nürnberg erworben, um, nach den Plänen August v. Essenweins, der 1866 Direktor des Nationalmuseums wurde, ausgebaut, den stets wachsenden Sammlungen als Aufbewahrungsort zu dienen. Die nacheinander entstandenen Teile des Museums fügen sich zu einem unregelmäßigen, aber gerade da-durch ungemein reizvollen Ganzen zusammen, und gegenwärtig bildet das gotische Kartäuserkloster mit seinen Erweiterungen und Anbauten gewissermaßen ein kleines malerisches Stadtviertel für sich. Die in seinen Kreuzgängen, Hallen, Sälen und Zellen untergebrachten Sammlungen, die ebenso reich wie vielseitig sind, bieten in ihrer

systematischen Anordnung (zehn Gruppen mit dreiundvierzig Abteilungen) und geschmack-vollen Aufstellung eine vollständige Uebersicht über den ganzen Entwicklungsgang der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte. Schon nach wenigen Jahren der Amtsthätigkeit des rastlosen Essenwein (+ 1892) genügten die Räume der eigentlichen Kartause nicht mehr; es wurden dann zunächst die Obergeschosse des großen Kreuzgangs für die Ge-mäldegalerie hergerichtet und das alte, 1874 abgebrochene Augustinerkloster mit Kreuz-gang an der Südseite wieder aufgebaut. Es entstand ferner die große Halle für Renais-sancemöbel zwischen Augustinerkloster und Südbau, die mit diesen den malerischen Wasserhof mit der luftigen Turmtreppe umschließt. Der Südbau hat im Erdgeschoß Verwaltungsräume, im ersten Obergeschoß Renais-sancemöbel mit Ofen, im zweiten eingerichtete Zimmer. Im Osten erhob sich der Friedrich Wilhelm- und Viktoria-Bau. Seit Ende 1894 steht Gustav v. Bezold dem Museum als erster Direktor vor, neben dem der insbesondere mit der Leitung des Kupfer-stichkabinetts und den Finanzgeschäften be-traufte zweite Direktor Hans Boesch seines Amtes waltet. Auch unter der jetzigen Leitung sind zahlreiche neue Säle entstanden, vor allem aber das neue Bibliotheksgebäude mit der Kupferstichsammlung, das im Frühjahr 1902 in Benutzung genommen werden konnte. Der unmittelbar an den Augustinerkloster sich an-schließende neue Süd-vestbau wird anlässlich der Jubiläumsfeier zum größeren Teil eröffnet werden. Als das bedeut-samste Ereignis in der neueren Geschichte des Museums ist noch seine im Jahre 1894 erfolgte Neuorganisation zu er-wähnen, wonach die Verwaltungskosten ge-meinsam vom Deutschen Reich, dem Staate Bayern und von der Stadt Nürnberg be-stritten werden, während Bayern das Oberauf-sichtsrecht über das Mu-seum erhielt, dem damit erst eine sichere finanzielle Grundlage geschaffen worden ist.



Port. W. Höfer, Bonn a. Rh.

Erzbischof D. Hubertus Simar †.

Unterrichtswesen.

Frauenstudium geklärt. In der philosophischen Fakultät der Universität Jena können Frauen und Mädchen, wie nunmehr end-gültig entschieden ist, zum Studium, zu Übungen und Arbeiten als Hörerinnen zugelassen werden. Bedingung ist, daß sie deutsche Reichsangehörige sind und das Abgangszeugnis eines deutschen Lehrerinnenseminars besitzen.

Preisaus schreiben.

Ein nachahmenswertes Preisaus schreiben hat das wissenschaftliche Museum der amerikanischen Stadt Springfield erlassen. Es bietet zwei Preise für die besten Käfer-sammlungen, die von den Schülern in einer der Anstalten der Stadt angelegt worden sind. Um den Schülern Gelegenheit zu geben, sich an diesem Wettbewerb zu



Bibliothek u. Kupferstichsammlung.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.

beteiligen, werden Belehrungsschriften über die Art der Sammlung und Zubereitung von Käfern seitens des Museums an die Schüler abgegeben. Diese Maßnahme zeigt ein erfreuliches Beispiel dafür, wie das Interesse der Jugend an naturwissenschaftlichen Sammlungen gefördert und wie der nur zu leicht in Grausamkeit ausartende Sammeltrieb frühzeitig in wissenschaftliche Bahnen gelenkt werden sollte.

Kunst und Wissenschaft.

Der herrliche Park von Sanssouci bei Potsdam hat eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren. Vor dem Hauptportal der Orangerie fand der vielerwähnte Pekinger Riesenglobus nunmehr seinen Platz. Mit den astronomischen, einst von gelehrten Jesuiten für den Pekinger Hof angefertigten Instrumenten kam der in Bronze ge-

menden diese hochragenden Ungetüme auf. Der erste Wollenträger wurde gleich mit sechsundzwanzig Stockwerken über der Erde im Jahre 1889 zu Chicago aufgeführt. Anfangs trugen sie mehr den Charakter einzelner Kuriositäten, gegenwärtig aber werden in den eigentlichen Geschäftsvierteln von New York und den andern amerikanischen Großstädten die meisten neuen Geschäftshäuser in dieser Weise aufgeführt. Den Anlaß dazu hat einerseits die enorme Steigerung der Grundpreise gegeben und andererseits die großartige Entwicklung der amerikanischen Stahlindustrie. Die Hauptsache bei diesen Wollenträgern ist nämlich das nur mit dünnen Backsteinmauern ausgefüllte Stahlgerippe, das ungefähr dem gleichen Zweck dient wie das Skelett des menschlichen Körpers. Das sieht man besonders deutlich an dem neuesten „Wollenträger“ in New York, der sich an der südlichen Kreuzung des Broadway und der Fünften Avenue erhebt (Bild S. 556). Das Gebäude hat zwar nur zwanzig Stockwerke über der Erde, während andre Himmelskräher deren bereits achtundzwanzig und noch mehr aufzuweisen haben, allein der hohe Bau ist wegen der fast unerschwinglichen Preise des Bodens an jener Stelle so unheimlich schmal ausgefallen, daß die konstruktiven Schwierigkeiten für den Architekten sehr bedeutende waren. Daß man sicher und rasch bis in die obersten Stockwerke dieser Häuser riefen hinauf und wieder herabgelangen kann, dafür sorgen Elevatoren, von denen man in jedem der neueren Gebäude dieser Art zwölf bis achtzehn Stück vorfindet. Bei starkem Winde kommt es übrigens vor, daß in den höchsten Teilen dieser Stahlbauten die Wanduhren stehen bleiben; auch giebt es hervorragende amerikanische Architekten, die den Wollenträgern die Zukunft absprechen, weil das Metall ihrer Gerippe noch viel schwerer als das von eisernen Brücken auf Zerstörung durch Rostfraß untersucht und dadurch die Sicherheit der Bewohner gewährleistet werden könne.

Denkmäler.

Am 13. Mai, an demselben Tage, da die Marine-Infanterie das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens feierte, erfolgte in Kiel die Enthüllung des Denkmals, das der Erinnerung an die Teilnahme des 1. Seebataillons an den Kämpfen in China gewidmet ist. Es ist eine von einem Adler gekrönte Steinpyramide, deren Inschrifttafel der Gefallenen gedenkt.

Statistisches.

Umfang des Zigarettenkonsums in England. Vor etwa vier Jahren besitzte eine Fachzeitschrift den Verbrauch an Zigaretten in diesem Lande auf 5 Stück den Tag für 10 Prozent der Bevölkerung. Die mittlerweile erfolgte Steigerung auf 12 Prozent und die Bevölkerung mit 42 Millionen Seelen angenommen, ergibt, daß in England täglich 25 Millionen Zigaretten bzw. jährlich 9,2 Milliarden Zigaretten verbraucht werden. In Bezug auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist festzustellen, daß die Agitation daselbst gegen den Konsum von

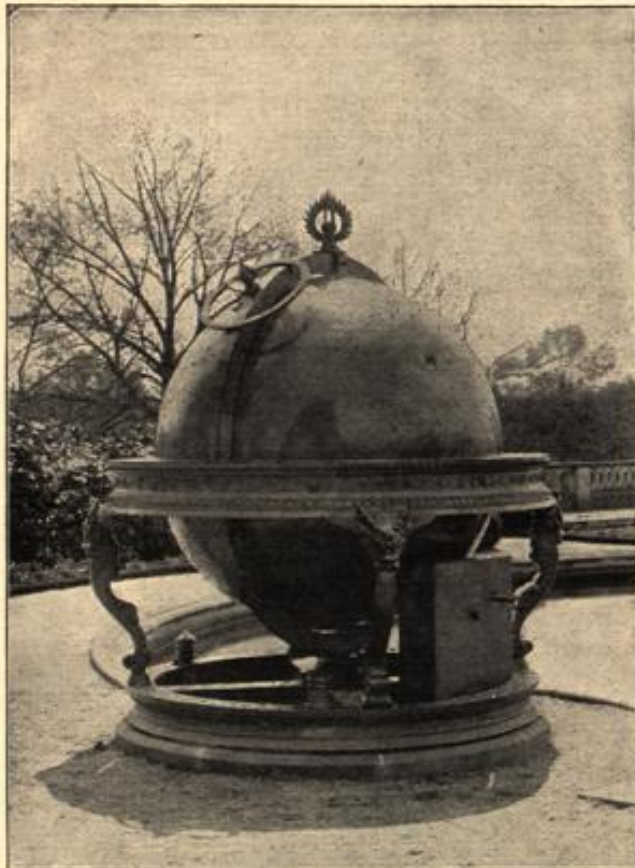
Zigaretten einen stetigen Fall bewirkt. In 1898 wurden in den Vereinigten Staaten noch 4,4 Milliarden Zigaretten hergestellt, gegen 3 Milliarden in 1901.

Gestorben.

In der Nacht zum 24. Mai verschied der Erzbischof von Köln D. Hubertus Simar, einer der bedeutendsten deutschen Kirchenfürsten. Zu Eupen am 14. Dezember 1835 geboren, wurde er am 2. Mai 1859 zum Priester geweiht, wirkte als Kaplan in Bonn und wurde zum Lizentiaten der Theologie promoviert. 1860 erhielt er eine Repetentenstelle im theologischen Konvikt. 1864 zum außerordentlichen Professor für systematische Theologie ernannt, erlangte er 1867 den theologischen Doktorgrad honoris causa von der Fakultät in Münster i. W. 1880 wurde er zum ordentlichen Professor der Dogmatik und Apologetik ernannt. Nach mehr als 30 Jahren akademischer Tätigkeit erging an Simar 1891 der Ruf, an Stelle des verstorbenen Bischofs Droste von Paderborn den dortigen Bischofsstuhl einzunehmen, und 1899 kam er als Nachfolger des Kardinals Kremenetz nach Köln. Inthronisiert am 20. Februar 1900, hat er den erzbischöflichen Stuhl nur 2 1/4 Jahre eingenommen. Der Verewigte hat sich auch vielfach schriftstellerisch auf dem Gebiete der Theologie betätigt.



Obst. H. Henrich. Kiel.
Denkmal der gefallenen China-Krieger auf dem Hofe der Seebataillons-Kaserne in Kiel.



Kunst. von C. & K. Kunst. Photograph. Potsdam.

Der Pekinger Himmelsglobus im Park von Sanssouci.

goffene, mit feinen Reliefs und Ziselierungen bedeckte Globus nach Deutschland. Gleich jenen Instrumenten sollte er nach Beendigung der ostasiatischen Wirren nach China zurückgebracht werden, doch verzichtete der Pekinger Hof auf die Rückgabe.

Bauwesen.

Der neueste „Wollenträger“ in New York. Wenn man dem nach den Vereinigten Staaten gekommenen Fremden eine echt amerikanische Spezialität zeigen will, dann macht man ihn auf jene merkwürdigen Häuserriesen aufmerksam, die den bezeichnenden Namen Sky scraper, d. i. Wollenträger oder Himmelskräher, führen. Gleich bei der Einfahrt in den New Yorker Hafen fallen jedem von Europa Kom-



Im Hafen von New York.

Phot. G. Müller, Brooklyn.

